Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

<36621943040013

Der Feind im Land!

Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71.

Nach dem Tagebuche von Franzosen
herausgegeben
von
Lud. Halévy.

Deutsche, autorisirte Uebersetzung
von
Dr. Hans Altona.

Braunschweig.
Verlag von Otto Salle.
1892.

Vorwort zur deutschen Ausgabe.

An Kriegsgeschichten über den Feldzug 1870/71 ist bei uns kein Mangel. Aber dieselben sind fast alle von deutschen Schriftstellern verfaßt. Es dürfte nun für Manchen interessant erscheinen, auch einmal den Besiegten über die großen Ereignisse, welche jetzt schon zwanzig Jahre hinter uns liegen, zu hören.

Halévy, ein in Frankreich sehr angesehener Romanschriftsteller und Mitglied der Académie française, hat die einzelnen Berichte von Augenzeugen erzählen hören oder nach Tagebüchern von Mitkämpfern zusammengestellt. Daß hierdurch das Ganze an Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit gewinnen muß, liegt auf der Hand. Als ein besonderer Vorzug des Halévy'schen Buches vor anderen französischen Werken dieser Art verdient hervorgehoben zu werden, daß es sich durch eine gewisse Unparteilichkeit auszeichnet; und das will bei der Gesinnung, welche noch immer jenseits der Vogesen gegen uns herrscht, schon viel sagen.

Dr. H. Altona.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Von Fröschweiler nach Sedan.

Nach der Erzählung eines Jägers.

1. Fröschweiler.

Das Wetter war schrecklich. Wir waren in der Nacht vom vierten zum fünften August durch Fröschweiler gezogen. Der General Ducrot, welcher unsere Division befehligte, war die ganze Nacht hindurch unter strömendem Regen in der Nähe eines großen Wachtfeuers aufgeblieben. Um sechs Uhr marschiren wir ab, um oberhalb Lembach ein Biwak zu beziehen. Zelte werden errichtet und die Vorposten ausgestellt.

Um Mitternacht erfahren wir, daß in der Nähe von Weißenburg eine Schlacht geschlagen wird. Wir sehen den Marschall Mac Mahon herankommen, um dem General Ducrot Befehl zum Vorrücken zu geben. Wir marschiren ab. Doch es war zu spät. Bei Climbach finden wir die Trümmer der Division Douay: Turkos und Soldaten des 74. Regiments. Ein Major vom letzteren Regiment, ganz mit Schmutz bedeckt, kommt uns hinkend entgegen, denn sein Pferd ist getödtet worden. Dieser Major spricht mit unsern Offizieren und sagt ihnen: „Ich habe alles, was vom Regiment übrig blieb, unter meinem Kommando, und dies ist alles. Es ist nicht viel, wie Sie sehen. Alle Offiziere sind getödtet oder verschwunden. Die Division ist überfallen und zerschmettert worden."

Wir setzen unsern Vormarsch nicht weiter fort. Der Feind rückt unaufhaltsam zwischen den Bergen und dem Rhein vor. Wir müssen uns auf der Höhe halten. Man friert, man hungert und nagt an etwas Zwieback. Einzelne Kompagnien sind abkommandirt worden, um die Wälder zu besetzen. Wir fällen Bäume, um sie quer über den Weg zu legen, und heben Gräben aus.

Die Nacht bricht herein. Wir sind vor Müdigkeit erschöpft. Offiziere und Soldaten legen sich auf die Erde, ins Wasser, ohne Schutz. In einer Entfernung von zwei- bis dreihundert Metern sind Schildwachen ausgestellt, um die Wege zu überwachen und sie zu sichern. So stehe ich zwei Stunden auf Posten, allein, in einer dunklen Nacht, beim geringsten Geräusch erzitternd und immer in dem Glauben, quer durch die Dunkelheit verworrene Gestalten sich bewegen zu sehen.

Um drei Uhr Morgens wird eine Rückzugsbewegung anbefohlen. Wir nehmen unsere Stellung weiter rückwärts. Die Wege sind schwierig; der Boden ist feucht und schmutzig. Und dennoch muß man rasch marschiren, denn allem Anschein nach ist uns der Feind dicht auf den Fersen. Eine Feldwache ist einzuziehen vergessen worden. Wird sie uns einholen können, oder sollte sie von den Preußen aufgehoben sein? Nein, da kommen unsere Kameraden! Aber in welchem Zustande! Ausgehungert, niedergeschlagen .... Sie haben die Preußen gesehen. Wir müssen uns beeilen.

Endlich haben wir Lembach erreicht. Dort waren alle unsere Vorräthe; eiligst werden sie auf Bauernwagen gepackt. Wir müssen die äußerste Nachhut bilden, die Verirrten und Flüchtigen mitnehmen und die Lässigen vor uns hertreiben. Allgemeine Niedergeschlagenheit herrscht im Dorfe. Die Einwohner wollen uns zurückhalten. Die Frauen weinen und rufen: „Warum zieht ihr fort? Verlaßt uns nicht. Was soll aus uns werden?"

Wir verfolgen einen entzückenden Weg. Welch' reiches, reizendes und lachendes Land ist jener ganze Theil des Elsaß! Wie wunderbar liegt dieses Liebfrauenthal! Und diesen französischen Boden muß man dem Feinde überlassen! Allen wackeren Leuten, welche uns fragen, geben wir dieselbe Antwort: „Habt keine Furcht, wir kommen wieder, wir kommen wieder!" — Und wir sind nicht wiedergekommen!

Wir langen endlich in unserm alten Biwak bei Fröschweiler an. Der Feind folgte uns auf dem Fuße. Kaum begannen wir uns in unserm Lager einzurichten, als Kanonenschüsse sich hören ließen. Es war eine starke Recognoscirungspatrouille preußischer Kavallerie, welche, durch Artillerie unterstützt, vorrückte. Die Preußen

werfen einige Kanonenkugeln nach Fröschweiler hinein, welche dort allgemeine Panik verbreiten. Menschen, welche sich auf dem Rückzuge befinden, werden leicht demoralisirt. Die Offiziere haben große Mühe, die Ordnung und Ruhe wiederherzustellen. Wir machen uns kampfbereit. Es war nur ein Warnungsruf. Die preußische Reiterei zieht sich zurück. Die Kanonade hört auf. Wir werden die Nacht ruhig in Fröschweiler zubringen. Unser Gepäck kommt wieder an. Man errichtet Zelte und legt sich nieder.

Am folgenden Morgen, um acht Uhr, hört man Flinten- und Kanonenschüsse. Wir werden angegriffen. Der Feind kommt durch das Gehölz und zwar von unserer Seite her. Wir werden also den ersten Ansturm auszuhalten haben. Wir Fußsoldaten sind rasch fertig, aber die Artillerie hat keine Pferde. Diese sind soeben in langen Zügen zur Tränke gezogen, und dem Anscheine nach ist das Wasser sehr weit entfernt.

Wir haben in unserer Kompagnie eine Anzahl Pariser; es sind junge Leute. Sie haben eine Fahne mitgebracht, welche am Einzugstage in Berlin flattern soll. Sie sind entschlossen, fröhlich und vertrauensselig.

Mein Nachbar ist verheirathet; er weint. Er ergreift meine Hände und sagt: „Meine arme Frau, meine Kinder. Wenn ich getödtet werde, so finden Sie einen Brief in meiner Brieftasche.“

Jetzt kommen neue Truppen an. Es ist eine Division vom siebenten Korps. Die Regimenter sind aber noch nicht auf Kriegsfuß gestellt. Die Pferde für die Regimentswagen, noch ohne Geschirr und Decken, werden an der Hand geführt und folgen den Truppen. Warum hat man diese unnützen Pferde nicht in Reichshofen gelassen? Der Weg wird durch sie versperrt; die Artillerie-Pferde, welche von der Tränke zurückkehren, kommen in scharfem Galopp an. Sie gerathen in diese Verwirrung und müssen anhalten und warten. Welche Unordnung!

Fröschweiler steht in Flammen. Die Geschosse regnen auf das Dorf nieder. Auf dem Lande, um uns, von allen Seiten, sehen wir schwere Wolken von schwarzem Rauch sich erheben. Es sind brennende Bauernhöfe. Die erschreckten Einwohner fliehen und durchbrechen unsere Reihen. Sie fahren, oder tragen große

Säcke auf den Schultern. Eine Frau, das Gesicht in Thränen gebadet, geht dicht an uns vorüber. Sie führt ein Kind an jeder Hand und drei andere hängen sich an ihre Röcke.

Endlich sind unsere Geschütze bespannt. Wir können die deutsche Kanonade erwidern. Wir rücken weiter vor, dem Feinde entgegen. Nein, noch nicht. Es ist Befehl gegeben, stehen zu bleiben. Wir sehen einem Plänkler-Gefecht zu. Die Preußen halten das Gehölz besetzt und suchen daraus hervorzubrechen. Bei jedem Versuch werden sie von den Schützen des ersten Zuaven-Regiments aufgehalten und zurückgetrieben. Durch eine Lichtung sehen wir in dem Gehölz schwarze Massen manövriren. Die Mitrailleusen rücken vor, und zum ersten Mal hören wir ihr zischendes Geräusch. Die Geschosse pfeifen über unsere Köpfe hinweg. Wir liegen alle auf der Erde. Dann erheben wir uns, auf die Hände gestützt, und versuchen etwas zu sehen. Keiner spricht. Man fühlt: dies ist eine wirkliche Schlacht. Die Mannschaften sind ruhig und entschlossen. Die Kanonade nimmt zu und kommt näher. Die Artillerie donnert mit schrecklichem Nachdruck zu unserer Rechten.

Ein Befehl kommt an. Wir nehmen unsern Marsch in der Richtung nach Fröschweiler wieder auf. Anfangs mit beschleunigtem Schritt, dann fangen wir von selbst, ohne Befehl, an zu laufen. Man ist wie hingerissen. Ein sehr dichtes Gehölz bietet sich uns zur Linken dar. Wir dringen dort ohne Ordnung ein. Wir sind zu rasch gelaufen: unsere Reihen sind in Unordnung. Alle Kompagnien des Bataillons sind durcheinander gerathen. Wir bemerken Mannschaften, welche hinter Bäumen am Boden liegen. Sie werden gezwungen, aufzustehen und mitzumarschiren. In einem undurchdringlichen Dickicht rücken wir weiter vor. Ohne Zweifel hat der Feind unsere Bewegung gesehen, denn Geschosse begleiten unsern Weg. Wir kommen und bald werden wir mitten in der Schlacht sein. In seiner schrecklichsten Gestalt kündigt sich uns der Tod an. Ein Turko liegt auf dem Rücken mit offenem Bauch. Es ist ein Neger. Sein ganzes Gesicht ist mit Blut bedeckt. Jeder wendet sich ab und geht weiter ohne hinzusehen. Wir treffen Verwundete, welche sich seufzend weiterschleppen, sich an den Bäumen halten, niederfallen und vergebliche Anstrengungen machen, um wieder auf-

zustehen. Sie schreien, rufen und bitten um Hülfe. Wir marschiren und marschiren immer weiter. Ein Major ist soeben von einer Kugel ins Herz getroffen worden. Ein Hauptmann kniet auf einer großen wollenen Decke neben dem Leichnam und zieht aus den Taschen des Majors eine Brieftasche, eine Uhr, Schlüssel, etwas Geld und ein ledernes Etui. Er zeigt das Etui zwei oder drei Offizieren. „Die Photographie seiner Frau und seines kleinen Knaben“, sagt er. Der Hauptmann übergiebt alle diese Gegenstände der Ordonnanz, zieht ein weißes Taschentuch aus der Tasche, entfaltet es, deckt es über das Gesicht des Majors, fährt mit beiden Händen über die Stirn und sagt zu den dabeistehenden Offizieren: „Vorwärts denn!“

Wir dagegen nehmen nach einem Aufenthalt von wenigen Minuten unsern Marsch wieder auf und langen am Waldessaum an. Ein wahrer Regen von Kartätschen hält uns auf. Dort sind Turkos und Liniensoldaten von verschiedenen Regimentern in größter Verwirrung.

Wir hocken zu vier bis fünf in einem Graben. Vor uns haben wir die Zelte der Turkos. Man kämpft in ihrem Lager. Viele Zelte stehen noch aufgeschlagen da, andere flattern umgestürzt und zerfetzt im Winde. Der Boden ist mit Tornistern und Gepäckstücken besät. Wir sehen deutlich den Feind; er ist ganz in der Nähe. An der andern Seite des kleinen Sauerbaches häufen die Preußen Artillerie und Kavallerie in Massen an. Ueber unsere Köpfe fliegen noch einige, von unserer Artillerie gesandte Kugeln hinweg. Aber das Schießen wird seltener und schwächer, es beschützt uns schlecht. Unsere Kanonen haben viel Bedienungs-Mannschaften und viele Pferde verloren. Sie werden bald ganz schweigen müssen.

Die Preußen formiren sich vor uns und rücken in geschlossenen Kolonnen vor. Wir sollen den Tornister ablegen. Mein armer Tornister! Wie drückte er mir die Schultern, als wir langsam und mühselig durch das Gehölz marschirten! Und jetzt, wo ich ihn ablegen soll, betrachte ich ihn noch einmal. Es sind Lebensmittel, Patronen, Briefe darin .... vor allem Briefe. Und dann unter dem Fleischtopf das Fleisch für die Korporalschaft. Wie

sollen wir heute Abend Suppe kochen, wenn ich meinen Tornister nicht wiederfinde?

Wir lassen die Preußen herankommen. Der Oberst Suzzini von den algerischen Schützen, welcher den Befehl übernommen hatte, zeigte die größte Kaltblütigkeit und zwang uns, regelrecht zu schießen. Das hat mit dem Chassepot seine große Schwierigkeit. Wenn man einmal zu schießen angefangen hat, so giebt es kein Aufhalten mehr: man schießt und schießt, man betäubt sich mit seiner Waffe und, nach Verlauf von einer Viertelstunde, hat man keine Patronen mehr.

Wir feuerten erst, als der Feind auf Tragweite herangekommen war. Als wir dann die deutschen Reihen in Unordnung gebracht hatten, rückten wir weiter vor. Ich höre noch das Geschrei der Turkos; die Offiziere hatten große Mühe sie zu mäßigen. Die Preußen zogen sich zurück. Dann rückten sie wieder vor. Diese Anstrengungen erschöpften uns. Die Preußen verloren viele Leute. Allein die deutschen Generale hatten die Hände voller Menschen und erneuerten ohne Aufhören die Angriffskolonnen. Und wir, wenig zahlreich, geschwächt, und ohne Unterstützung, wir hatten mit einem Feinde zu thun, der immer frisch und bei Athem war.

Die Patronen gingen uns aus. Unsere Munitions-Wagen waren verschwunden. Es war keine Möglichkeit vorhanden, uns aufs neue zu verproviantiren. Schon mehrere Male hatte der Oberst Suzzini Patronen verlangen lassen. Man schickte ihm nichts. Welch' ein Soldat! Und wie gut hat er sich benommen. Ohne Aufhören ging er im Feuer durch unsere Reihen, ermuthigte uns und sagte: „Ruhe, Ruhe! Schießt nicht zu rasch und spart euere Patronen!" Ein General zu Fuß, allein, ohne Adjutant, tritt plötzlich aus dem Gehölz hervor. Mehrere unserer Offiziere umgeben ihn sogleich.

„Die Stellung ist nicht haltbar, Herr General", sagt einer der Offiziere. „Geben Sie Befehl zum Rückzug, man kann die Truppen nicht unnütz opfern."

„Nein, nein", antwortet er, „ich werde keinen Befehl zum Rückzug geben. Sehen Sie, ich habe nichts mehr. Meine beiden Pferde

sind getödtet, meine Adjutanten verschwunden. Ich werde bei Ihnen bleiben. Man muß hier aushalten oder sterben."

Einige Augenblicke später sagt einer meiner Kameraden zu mir: „Der General, welcher eben hier war . . . . ." „„Nun?"" „Er ist todt. Ohne daß man ihn daran hindern konnte, hat er sich den Kugeln entgegen geworfen. Er wollte sich tödten lassen." „„Kennst Du seinen Namen?"" „General Raoul."

Inzwischen war unsere Artillerie, welche uns bis dahin durch ihr Feuer gedeckt hatte, gänzlich verstummt. Die Preußen verdoppelten ihren Angriff. Wir wurden mit einem Hagel von Blei überschüttet. Um uns wurden die Bäume durch Kugeln zerhackt: die Zweige krachten, brachen und fielen auf unsere Köpfe nieder. Ueberall gab es Verwundete, deren Klagen schrecklich waren.

Einer unserer Offiziere ruft: „Zurück!"

Zurück! . . . Wir sind geschlagen. Aller Muth jener Tapfern, welche dort am Boden liegen, ist vergeblich gewesen, vergeblich ihr Tod. Zurück! Zurück! Wie hart klingt dieses Wort.

Wir weichen zurück. Wir schleichen uns in das Gehölz und finden einen Weg; er ist mit Todten und Verwundeten besät. Vor uns gehen zwei Sappeurs. Sie tragen einen Körper auf einem Stück Zelttuch. Beide Arme hängen an den Seiten schlaff hernieder. An den Aermeln des hellblauen Zeuges sehe ich fünf goldene Tressen. Ich nähere mich einem der Sappeurs.

„Ist das der Oberst Suzzini?" „„Ja, er ist soeben getödtet worden.""

Wir folgen dem Wege, welcher nach Fröschweiler zurückführt. Das bedeutet Niederlage, Auflösung! Einer meiner unglücklichen Kameraden liegt dort am Boden. Beide Füße sind ihm durch eine Granate weggenommen worden. Er erkennt mich, ruft meinen Namen, und fleht mich an. Was thun? Ich bin allein. Ich wende mich ab und gehe weiter. Das hat mir oft Gewissensbisse gemacht. Man konnte die verstümmelt und ohne Hülfe in diesem Gehölze Zurückgebliebenen zu Hunderten zählen. Aber diesen einen sehe ich noch. Und ich werde ihn immer sehen, wie er gegen einen Baum gelehnt mit starrem Blick mir die Hände entgegenstreckte.

Wir treten aus dem Gehölz heraus und bemerken Frösch-

weiler. Am Eingang des Dorfes stehen einzelne Häuser. Wir gehen zu fünf bis sechs weiter. Unser Weg führt uns an unbrauchbar gemachten Kanonen vorüber. Leichen von Menschen und Pferden liegen neben zerbrochenen Lafetten.

Etwa 150 bis 200 Meter vom Dorfe entfernt werden wir mit Flintenschüssen empfangen. Fröschweiler ist von preußischen Plänklern besetzt. Wir ziehen uns in das Gehölz zurück; aber der Rückzug ist nach dieser Seite hin abgeschnitten und wir müssen einen andern Ausgang suchen.

Ich befinde mich allein im Gehölz. Meine Kameraden sind zerstreut. Ich marschire auf's Gerathewohl eine Stunde weiter, als ich ein Pferd ohne Reiter bemerke. Ich nähere mich. Ein Mann liegt lang ausgestreckt auf der Erde. Er ist auf der Stelle durch eine Kugel getödtet worden. Der Zügel des Pferdes ist noch in seinen Händen, und das Thier hat sich nicht gerührt. Ich ziehe den Zügel aus diesen durch den Tod zusammengeballten Händen zurück und steige dann auf das Pferd.

Ich komme am Waldessaum an, wo sich eine Ebene vor mir öffnet, und reite dann im Galopp weiter. Kugeln sausen um meine Ohren. Ich beuge mich auf den Hals des Pferdes nieder. Ein Sattelgurt platzt und ich stürze. Ich stehe wieder auf und sehe, daß ich nicht verwundet bin. Ich rufe das Pferd, welches mir fügsam entgegen kommt, und bringe den Sattel wieder in Ordnung. Ich steige von neuem auf und reite weiter, inmitten eines Kugelregens. Da tauchen rothe Hosen vor mir auf. Es sind Ueberreste des ersten Zuaven-Regiments, etwa hundert Mann, welche, um ihre Fahne geschaart, sich langsam und fest zurückziehen.

Der Feind folgt uns dicht auf den Fersen. Die Höhen bedecken sich mit seinen Schützen und seiner Artillerie. Ich reite auf Reichshofen zu. Am Eingang des Dorfes ist ein Zelt, über welchem eine weiße Fahne mit rothem Kreuze weht, und die von den Geschossen der Preußen durchlöchert ist. Ich reite durch das Dorf. Ein großes Haus brennt, es ist ein Lazareth.

Zu meiner Rechten rückt quer durch die Felder, unter heftigstem Feuer, eine starke Reiterschaar vor. Es ist der Marschall Mac Mahon mit seiner Begleitung.

Die Truppen häufen sich in Reichshofen. Viele Soldaten halten an und verlangen ein Stück Brot oder einen Schluck Wasser. Die Einwohner laden eiligst den Ertrag ihrer Ernte auf Karren. Auf allen Gesichtern liegt Verzweiflung und Schrecken.

Ich dringe langsam und mit Mühe durch das Dorf. Auf der Straße, welche durch Kanonen und umgestürzte Wagen versperrt wird, ist dieselbe Stockung und Verwirrung. Fußsoldaten und Reiter marschiren bunt durcheinander. Man wird, gesenkten Hauptes und schweigsam, durch diese unordentliche Flucht mit fortgerissen. Wir werden durch die geschlossenen Barrieren der Eisenbahn aufgehalten. Zwei Züge sind auf dem Bahnhof und versperren uns den Weg. Man zerbricht das Holzwerk des Ueberganges und geht hinter den Zügen vorbei. Vor uns ist das Feld frei. Wohin soll man jetzt gehen? Man berathschlagt. Die einen sagen Bitsch, die andern Zabern. Was mich anbelangt, so möchte ich die großen Landstraßen meiden. Ich will den Preußen nicht in die Hände fallen und erfrage den Weg nach Zabern durch das Gebirge. Ein Bauer zeigt mir einen Weg durch das Gehölz und ich schlage ihn ein; aber er ist ungangbar für ein Pferd. Ich muß wieder die große Landstraße zu erreichen suchen. Mehrere Schwadronen Kavallerie kommen in starkem Trabe daher; sie drängen alles auf ihrem Wege zur Seite und zwingen die Fußsoldaten, auf das Ackerfeld zu flüchten. Ich werde von dem Strom mit fortgerissen und reite drei bis vier Kilometer im Galopp weiter. Aber ich bin kein großer Reiter und vermag zuletzt nicht mehr zu folgen. Ich schlage deshalb einen Feldweg ein und komme durch zwei oder drei verlassene Dörfer.

Die Nacht brach herein. In einem dieser Dörfer halte ich an, steige ab und lasse mein Pferd trinken. Alle Fenster und Thüren sind geschlossen. Ich sterbe vor Durst und Hunger. Eine Stimme läßt sich vernehmen. Es ist ein Wirth, welcher sein Haus nicht verlassen hat. Er läßt mich bei sich eintreten und giebt mir einige Hände voll Hafer für mein Pferd. Ich verschlinge ein Stück Brot und trinke ein Glas Wein dazu. Eine Frau von etwa vierzig Jahren betrachtet mich mit stumpfsinniger Miene. Auf ihrem Schooße hält sie ein Kind von sechs bis sieben Jahren.

„Es ist also wahr," sagt der Wirth, „ihr seid geschlagen worden?"

„Ja, vollständig. Wir sind auf der Flucht." Und dann höre ich den kleinen Knaben mit halblauter Stimme sagen:

„Mama, ist das ein Franzose oder ein Preuße?"

„Ein Franzose."

„Aber warum sagt er denn, daß er geschlagen worden ist?"

Man hatte dem Kinde erzählt, daß das französische Heer immer siegreich gewesen sei und nicht anders als siegreich sein könnte.

Ich will den Wirth bezahlen, doch er weigert sich. Wie viel wackere Leute giebt es doch im Elsaß! Ich besteige wieder mein Pferd und will in einer Tour nach Zabern reiten, das noch sieben bis acht Meilen entfernt sein soll. Auf dem Wege liegen überall Menschen, welche vor Müdigkeit nicht weiter können und am Rande der Landstraße einschlafen. Wo sie niedergesunken sind, werden sie die Nacht zubringen und morgen versuchen, Zabern zu erreichen. Viele von ihnen werden von den Ulanen getödtet oder gefangen genommen werden.

Die Nacht ist dunkel. Jetzt erscheint Licht. Es ist ein großes Dorf, welches mit Flüchtlingen angefüllt ist. Die Einwohner benehmen sich tadellos. Sie kommen uns entgegen und bieten uns mildthätig Wein, Bier und Lebensmittel an. Einige Elende mißbrauchen die angebotene Gastfreundschaft. In einem Hause streiten und schlagen sich betrunkene Soldaten. Ich gehe weiter, ohne mich aufzuhalten. Ein Gefühl der Erleichterung überkommt mich, allein auf der Landstraße zu sein. Ich weiß jetzt Bescheid: nur zehn Kilometer trennen mich noch von Zabern.

Ich treffe vier bis fünf Zuaven und schließe mich ihnen an. Wir überschreiten die Eisenbahn und den Kanal. Wir nähern uns Zabern, als wir plötzlich vor einem hohen Gitter, dessen beide Flügelthüren offen standen, aufgehalten werden.

„Tretet ein, meine Kinder," sagt uns ein Greis. „Tretet bei mir ein, denn ihr müßt essen und schlafen. Das Haus steht zu eurer Verfügung."

So sprechend, faßte er uns bei den Händen und preßte sie, als ob er sie zerbrechen wollte.

Wir treten ein. Ich binde mein Pferd an einen Baum auf

dem Hofe. Alle Thore sind geöffnet, alle Zimmer erleuchtet. Diener kommen und gehen, um uns zu empfangen. Eine junge Dame, die Herrin des Hauses, heißt uns Platz nehmen an einer großen Tafel in einem geräumigen Speisesaal, welcher wie zu einem Feste erleuchtet ist. Die junge Frau bedient uns selbst, bringt uns große Teller voll warmer Suppe und redet freundlich mit uns. Ich glaube ihre Stimme noch jetzt zu vernehmen. Auf ihren Lippen lag ein so sanftes und trauriges Lächeln. Als ich sie ansah, dachte ich an jene Erzählungen, welche uns in der Kindheit erfreut und gerührt haben, an jene glänzenden Schlösser, welche mitten im Walde gelegen, sich plötzlich vor dem erschöpften Reisenden öffnen. Ich blicke um mich. Wir saßen etwa zu dreißig um jene Tafel. Kürassiere, Zuaven, Artilleristen, Dragoner. Von meinem Regiment kein einziger. Was ist aus meinen Kameraden geworden? Wo und wie werde ich sie wiederfinden? — Als ich mit dem Essen fertig bin, sehe ich nach meinem Pferde. Heu und Stroh liegen vor ihm ausgebreitet; aber nichts ist von ihm angerührt. Ich kehre in das Haus zurück, wo man inzwischen Betten hergerichtet hat. In den großen Zimmern des Erdgeschosses liegen Matratzen gegen die Mauer hin ausgebreitet. Ich werfe mich auf eine jener Matratzen und verfalle alsbald in einen bleiernen Schlaf.

Als ich erwache, ist es heller Tag. Vor mir steht die junge Frau vom gestrigen Abend. Sie wickelt einen langen Streifen weißer Leinwand um den Arm eines Zuaven, welcher mit erstaunter Miene seine Krankenwärterin ansieht. Als der Verband fertig ist, läßt der Zuave seinen Aermel wieder herunter, steht auf, ergreift die Hand der jungen Frau, preßt sie zwischen seinen Fingern und geht, ohne ein Wort zu finden, fort.

Ich stehe auf und gehe hinab. Unten, im Vorsaal, geben die Diener jedem ein großes, noch warmes Stück Brot. Es muß im Schlosse gebacken sein, während wir noch schliefen. Man füllt unsere Flaschen bis zum Rand mit Wein. Ich besteige mein Pferd und reite fort, ohne daran zu denken, nach dem Namen dieser französischen Familie zu fragen, welche uns einen so freundlichen Empfang bereitet hat.

Der Weg ist mit Soldaten aller Waffengattungen, welche auf

Zabern zu marschiren, angefüllt: Fußsoldaten zu Pferde, Reiter zu Fuß, Kürassiere ohne Küraß und ohne Helm, Verwundete, welche auf Kameraden gestützt, sich mühsam weiterschleppen. Große Landwagen voller Soldaten ziehen vorüber. Letztere stehen aufrecht und haben sich dicht gegen einander gedrängt. Viele von ihnen lassen den Kopf sinken und schlafen.

Ich sehe die Nummern der Käppis an, um Kameraden zu finden; aber ich sehe niemand. Am Eingang von Zabern sucht man etwas Ordnung in die flüchtigen Massen zu bringen. Lager werden errichtet und Offiziere zeigen uns an, nach welcher Richtung wir uns zu wenden haben.

Endlich finde ich einen meiner Offiziere. Er ist zu Fuß, todt vor Müdigkeit und Erschöpfung. Ich gebe ihm mein Pferd. Dieser Offizier führt mich in das Lager, welches unserm Bataillon angewiesen ist. Es war eine Wiese am Rande des Weges, am äußersten Ende von Zabern. Ich finde dort eine sehr kleine Zahl meiner Kameraden; man wagt nicht, sich zu zählen. Fast alle Offiziere und Unteroffiziere fehlen. Sie sind gefangen genommen oder getödtet worden.

Man sucht sich zu ordnen und verschafft sich Fleischtöpfe, Brot und Fleisch. Um vier Uhr waren wir beschäftigt, die Suppe zu bereiten, als einer unserer Kameraden anlangt. Der arme Bursche war seit einigen Tagen krank. Der Arzt hatte ihn in das Hospital schicken wollen. Aber er hatte geantwortet: „Am Abend vor der Schlacht ins Hospital gehen! Nein, nein, ich will nicht. So lange ich marschiren kann, werde ich marschiren“. Er war geblieben und hatte mit uns die strammen Märsche der letzten Tage gemacht. Am Abend vorher hatte er mit uns bei Fröschweiler gekämpft. Seit vierundzwanzig Stunden marschierte er, vom Fieber aufgerieben, weiter. Oder vielmehr: er schleppte sich weiter, blieb alle fünfzig Schritt stehen und sank dann nieder. Dann stand er auf und machte weitere fünfzig Schritt. Während er uns dies erzählte, sahen wir ihn aufmerksam an. Er hatte große, rothe Flecken im Gesicht. Einer unserer Kameraden holt den Arzt. Dieser kommt und erklärt alsbald:

„Sie können hier nicht bleiben. Gehen Sie fort! Gehen Sie sogleich fort!“

„Fortgehen? Aber wohin soll ich denn gehen?“

„In das Hospital. Sie werden in Zabern ein Lazareth finden.“

„Wie Sie mein Gesicht betrachten! Was ist auf meinem Gesicht? Einen Spiegel! Man leihe mir einen Spiegel! Ich will wissen, was ich im Gesicht habe.“

Aber niemand konnte oder wollte ihm einen Spiegel leihen. Alle unsere Tornister waren in Fröschweiler geblieben.

Der arme Bursche entfernte sich in der Richtung nach Zabern. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, als der Arzt zu uns sagte:

„Er hat sehr heftig die Blattern.“

Um sechs Uhr desselben Abends kehrte dieser Unglückliche zu Fuß von Zabern zurück. Ueberall war er wie ein Pestkranker zurückgewiesen worden. Und wir waren grausam genug, ihn nochmals fortzuschicken. Wir haben ihn nicht wiedergesehen, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Inzwischen hatten wir uns gezählt. Wir waren etwa zweihundert, anstatt, wie früher, neunhundert, darunter nur noch drei Offiziere. Die Preußen mußten näher kommen; man hörte von Zeit zu Zeit Flintenschüsse.

Endlich kommt der Befehl zum Rückzug. Der Befehl war, wie es schien, nicht sehr deutlich. Denn als der General ihn unsern Offizieren vorlas, suchte er und schien nur mit Mühe die Dörfer auf der Karte zu finden, welche ihm als Rückzugslinie bezeichnet waren.

Wir machten uns zum Abmarsch, welcher um sieben Uhr stattfinden sollte, bereit. Schon war ein Regiment nahe an uns vorübergezogen, als wir, von Zabern her, einen ungeheueren Lärm, dann Geschrei und Flintenschüsse vernahmen. Eine Kolonne Kavallerie kommt, mit dem General an der Spitze, wie eine Lawine dahergebraust. „Die Preußen, die Preußen! Da sind sie!“ Dies rufen uns die Reiter beim Vorübergaloppiren zu; dann sind sie verschwunden.

Warum dieser ungeheuere Schrecken? Wir können doch nicht mit der Hauptmasse des preußischen Heeres zu thun haben! Höchst wahrscheinlich sind es nur Kavallerie-Abtheilungen, welche der Feind

vorausgesandt hat. Man könnte sich noch vertheidigen und Widerstand zu leisten versuchen. Das sind die Betrachtungen unserer Offiziere. Glücklicherweise bewahren die Regimenter, welche uns umgeben, eine gute Haltung und rühren sich nicht. Dieser böse Wind geht vorüber, ohne uns fortzureißen. Um sieben Uhr Abends machen wir uns auf den Weg, nicht sehr zahlreich, aber ruhig und in guter Ordnung.

Wir wenden uns zur Eisenbahn, deren Weg wir folgen sollen. Die Einwohner sehen uns bestürzt an. Ein Arbeiter schmähte uns. „Die Soldaten sind Feiglinge", sagte er. Wir gehen vorüber und senken das Haupt, ohne daß jemand daran denkt, zu antworten. Dieser Mann, welcher uns beleidigte, brauchte indessen nur dieses Bataillon von zweihundert Mann vorüberziehen zu sehen, um auszurechnen, einen wie großen Theil die Wunden und der Tod von diesen „Feiglingen" weggenommen hatten.

Wir folgen der Eisenbahn und kommen am Eingang eines der Tunnel an, welche der Eisenbahn unter der Kette der Vogesen den Weg bahnen. Wir treten ohne Licht in diesen Tunnel ein. Die Schwellen sind nicht bedeckt; wir straucheln in jedem Augenblick und kommen tastend nur langsam vorwärts. Die Pferde unserer Offiziere haben Furcht, widerstreben, schlagen aus und weigern sich weiter zu gehen; man hört sie vor Schrecken schnauben. Während wir in dieser Dunkelheit marschiren, überholen uns zwei Züge. Sie fahren in der Richtung nach Paris; auch sie weichen vor dem Einfall zurück. Die Maschinen zischen, zischen während der ganzen Durchfahrt durch den Tunnel. Es sind Verwundete in den Zügen und man hört ihr Seufzen und Klagen. Endlich kommen wir am andern Ende des Tunnels an. Dort schlagen wir den Weg ein, welcher neben der Eisenbahn herläuft. Kein Mond, keine Sterne, tiefe Nacht. Unheilvolle Nachrichten gehen umher: wir haben eine neue Niederlage erlitten, wir sind eingeschlossen, abgeschnitten, die Preußen werden uns den Weg versperren u. s. w. Dann werden Pläne geschmiedet: man wird sich in das Gehölz werfen und den kleinen Krieg führen. Die Köpfe sind müde. Die eingebildete Furcht gewinnt und verwirrt die Entschlossensten. Man macht sich immer auf einen Angriff

gefaßt und rückt sehr langsam vor. Niemand spricht, niemand raucht. Einige werden abgesandt, um den Weg zu erforschen.

Nach zwei Stunden müssen wir Halt machen, denn die Erschöpfung ist allgemein. Nur wenige haben in der letzten Nacht einige Stunden Schlaf bekommen. Es wird ohne Lärm, ohne Trompetenstoß und ohne das übliche Gepolter Halt gemacht. Man verläßt nicht einmal die Landstraße, sondern man fällt nieder, wo man sich befindet, man sinkt zur Erde nieder und schläft ein. Der General selbst legt sich mitten unter uns. Eine Stunde später muß ihn beim Abmarschiren einer unserer Offiziere mit allen Kräften rütteln, um ihn wach zu bekommen. Barsch erhebt er sich schließlich und ruft: „Was giebt es? Was geht vor?"

Wir machen uns auf den Weg und nähern uns einem Dorfe. Es ist Lützelburg, wie man uns sagt. Pfalzburg ist nicht weit; da ist der Weg, welcher uns nach dort führen würde. Wir lassen indeß diesen Weg links liegen. Es ist etwa Mitternacht, als wir durch Lützelburg hindurch ziehen. Alle Häuser sind erleuchtet. Durch die Fenster sehen wir die Einwohner, welche die Schränke leeren, Kisten anfüllen, Packete machen und sich zur Flucht rüsten.

Wir nehmen Führer im Dorfe und setzen mühsam unsern Weg fort. Es scheint, daß wir uns auf Umwegen nach Saarburg begeben.

Was für Wege! Enge, abschüssige Waldpfade, welche durch endlose Tannenwälder führen! Endlich, um zwei Uhr Morgens, langen wir auf der Höhe an und kommen auf ein großes, nacktes Plateau. Wir haben die Wälder und Schluchten hinter uns gelassen. Vor uns ist jetzt Luft und Raum. Aber wir müssen warten, bis der lange Zug, welcher uns folgt, das Plateau erreicht hat. Man spricht davon, daß sich einige bei dem Hin- und Herlaufen in den Wäldern verloren haben. Wir lagern uns auf einem Felde.

Bald erscheinen Lichter am Horizont. Man stellt Vermuthungen an: es sind die Preußen, welche Pfalzburg angreifen. Ein Zusammenstoß ist vielleicht bevorstehend. Die von uns mitgenommenen Führer werden fest im Auge behalten. Einer der Bauern fleht den General an, ihn nach Lützelburg zurückkehren zu lassen. Er hat

seine Frau und Kinder zurückgelassen und will dort sein, wenn die Preußen kommen werden. Der arme Mann weint und klagt. Der General ist unerbittlich. Er befiehlt, den Unglücklichen sofort zu erschießen, wenn er zu entfliehen Miene machen sollte.

Die Kälte ist sehr empfindlich. Mit kaum bedecktem Körper schlafen wir haufenweise auf der Erde und haben uns dicht an einander gepreßt. Die Nacht verläuft ruhig. Sobald es dämmert, kommt der Befehl zum Abmarsch.

Von unsern Führern geleitet, schreiten wir quer durch Wälder und kommen durch Dörfer, deren Einwohner uns entgegenziehen und uns Wein und Brot bringen. Wir leben von Almosen und werden durch die öffentliche Mildthätigkeit ernährt. Denn seit achtundvierzig Stunden haben wir von den Proviantkolonnen keine Spur, keine Nachricht. Einen wie traurigen Anblick müssen wir bieten! Viele Frauen weinen, als sie uns ansehen. Die Männer schütteln uns die Hand. Uebrigens werden wenig Worte gewechselt. Ausgehungert, stumpf, mit langen Bärten, eingefallenen Wangen und beschmutzten Uniformen kommen wir an. Wir lehnen uns gegen die Mauern. Wir lassen uns wie Packete auf der Landstraße niederfallen. Unser Unglück steht uns auf dem Gesicht geschrieben.

Dann treffen wir endlich in Saarburg ein. Die Stadt ist mit Soldaten angefüllt. Der General Ducrot ist angekommen und sucht die Truppen des Armeecorps wieder zu sammeln. Der General ist nicht über Zabern, sondern über Lützelstein her angelangt. Wir ziehen durch die Stadt und lassen uns in einem großen Lager oberhalb der Eisenbahn nieder. Es ist schönes Wetter. Wein und Lebensmittel werden im Ueberfluß verabfolgt. Wir kaufen irdene Fleischtöpfe. Die von uns angesetzte Suppe fängt schon an gut zu werden. Aber dann platzen die verwünschten Töpfe und die ganze Brühe fließt auf die Erde. Wir essen darum unser Fleisch geröstet.

Die Hitze ist sehr groß. Der Himmel bedeckt sich. Ein Gewitter ist im Anzuge. Man hört fernes Rollen. Ist es der Donner, oder sind es die Kanonen? In einer Kavallerie-Abtheilung, welche unter uns am Wasser lagert, bricht eine Panik aus. Die

Pferde werden in der Eile gesattelt, die Männer rufen, fluchen, springen auf die Pferde und sprengen in größter Verwirrung im Galopp auf der Straße nach Luneville davon. Viel Geschirr wird vergessen. Die Pferde waren im Begriff zu fressen, und das Futter liegt zerstreut am Boden. Wir wohnen dieser wilden Flucht unbeweglich bei. Das waren keine Kanonenschüsse, es war der Donner! Und jetzt fällt strömender Regen.

Einige unserer Kameraden von Fröschweiler her treffen noch mit uns zusammen. Sie sind auf verschiedenen Wegen herangekommen; über Bitsch, Pfalzburg und auf Waldwegen durch die Vogesen. Zwanzigmal haben sie sich verirrt und nur der Zufall hat sie uns zugeführt.

Der General Ducrot besichtigt uns.

„Was", sagte er, „das ist alles, was von dem Bataillon übrig geblieben ist? Ist es möglich?" Er richtet einige Worte an uns, schüttelt traurig die Hände unserer drei Offiziere und entfernt sich.

Am folgenden Morgen machen wir uns wieder auf den Weg. Der Regen, welcher während der Nacht aufgehört hatte, beginnt von neuem mit Heftigkeit und Ausdauer. Wir erreichen auf Umwegen ein kleines Dorf an der Straße nach Luneville.

Auf einer Anhöhe wird zum Lagern halt gemacht. Einwohner benachbarter Dörfer bringen uns Lebensmittel. Wir haben eine Kuh, eine ganze lebende Kuh. Aber um sie zu tödten und zu zerschneiden haben wir nichts als Taschenmesser. Und doch, mit einem Handgriff, wie durch ein Wunder — es ist eins der merkwürdigsten Dinge, welche ich jemals gesehen habe — wird das Thier getödtet, in Stücke zerschnitten und unter die Korporalschaften vertheilt.

Der Rest des Tages und die darauf folgende Nacht verlaufen ohne Unfall. Am folgenden Morgen brechen wir auf, um, wie man uns sagt, nach Luneville und von dort nach Nancy zu marschiren. Es regnet unaufhaltsam weiter und wir marschiren, marschiren, marschiren.

Der Marschall Mac Mahon reitet in vollem Trabe vorüber. Er wendet den Kopf nicht; er will nichts sehen und nicht gesehen werden.

Noch ein General, in Begleitung von acht bis zehn Reitern.

Dahinter ein Wagen, in welchem zwei Damen sitzen; es sind die Frau und die Tochter des Generals, wie man sagt. Sie wollten der siegreichen Armee folgen und mit uns in Berlin einziehen. Sie werden von diesem schrecklichen Rückzug mit fortgerissen.

Wir formiren uns, um durch Luneville zu ziehen. Welcher Einzug und welcher Vorbeimarsch! Alle, welche uns betrachten, haben Thränen in den Augen. Vor einem Café sehen uns Offiziere der Mobilgarde, ihre blanken Tressen zur Schau tragend, vorüberziehen.

Warum läßt man uns so durch die Stadt marschiren? Warum giebt man ihren Einwohnern ein solches Schauspiel? Nach diesem traurigen Durchmarsch biwakiren wir einige Kilometer von Luneville, auf beackertem Boden. Der Regen fällt in Strömen. Man läßt uns im Schmutze lagern. Und doch waren wir ganz nahe bei zwei großen Dörfern, wo wir hätten Schutz finden können. Man beklagt sich deshalb und murrt. Aber die Befehle sind genau gegeben; wir müssen draußen bleiben. Die Eisenbahn indeß führt noch von Luneville nach Nancy. Die Versuchung, sie zu benutzen, ist zu stark. Ohne Erlaubniß verlassen uns viele und drängen sich in die Waggons. Unsere Reihen lichten sich immer mehr.

Am folgenden Morgen marschiren wir weiter. Die moralische Niedergeschlagenheit ist so vollkommen, so tief, daß die physische Ermüdung weniger empfunden wird. Man marschirt mechanisch weiter. Halt! und man bleibt stehen. Vorwärts! und man geht weiter. Man weiß nicht mehr, woher man kommt, und fragt nicht mehr nach dem Namen der Dörfer, welche man durchzieht. Man beunruhigt sich darüber nicht mehr, wohin man geht. Man ist überzeugt, daß man niemals ankommen wird. Das ist alles.

Eine einzige Erinnerung ist ganz deutlich in meinem Gedächtniß haften geblieben. Wir kommen in einem Dorfe an, wo man uns eine Stunde Ruhe gönnt. Es hatte seit 48 Stunden ununterbrochen heftig geregnet. Die Hemden klebten uns am Körper. Wir dringen in einen Schuppen und machen fünf bis sechs große Feuer an. Dann entkleiden wir uns von Kopf bis zu den Füßen, halten unsere Kleider an das Feuer und trocknen so zu gleicher Zeit unsern Körper und unsere Sachen. Nach Verlauf einer Stnude waren

Menschen und Kleider wieder einigermaßen trocken. Die Kleider allerdings sind hart und zusammengeschrumpft. Indessen gelingt es mir mit einiger Anstrengung in meine Uniform zu schlüpfen. Aber die Schuhe anzuziehen ist unmöglich. In Luneville hatte ich mir für meine Schuhe, welche aus einander zu gehen drohten, ein Paar Stiefeln gekauft. Dieselben waren durch das Feuer ganz verhärtet und zusammengeschrumpft. Man bläst zum Sammeln. Ich stürze mich mit nackten Füßen, die Schuhe in der Hand, auf die Dorfstraße. Kein Schuster ist zu sehen, und meine Kameraden wollten abmarschiren. Endlich sehe ich einen armen Flickschuster. Er konnte mir zwar kein einziges Paar Schuhe verkaufen, aber er besaß ein Paar Leisten. Der Flickschuster nimmt meine Stiefel, und steckt sie auf die Form. Eine Viertelstunde lang hört er nicht auf, mir zu wiederholen:

„Das ist aber ein elendes Zeug! Wer hat Euch das verkauft? Man hat Euch bestohlen. Die sind ja nicht einmal ordentlich genäht. Was? Aus Luneville? Es muß doch recht viele Spitzbuben in der Welt geben“ u. s. w.

Dieser Mann hat von nichts Anderem zu mir geredet. Endlich ziehe ich meine unglücklichen Schuhe an und hole laufenden Schrittes meine Kameraden auf der Landstraße ein.

Am sechzehnten kommen wir in Neufchâteau an. Am Abend werden wir in Waggons dritter Klasse gesteckt; ich sinke auf einem Sitze nieder, schlafe ein und erwache am andern Morgen auf dem Bahnhof von Châlons.

2. Von Châlons nach Sedan.

Seit unserer Ankunft im Lager von Châlons beschäftigten wir uns damit, unsere Sachen in Ordnung zu bringen. Man giebt uns Schuhe, Hemden und Tornister. Wir lagern uns an den Ufern der Vesle, in der Nähe von Louvercy. Die Wege sind beständig mit Truppen, Artillerie und Munitionskolonnen bedeckt. Das Heer muß jetzt sehr zahlreich sein.

Am achtzehnten August macht sich eine große Bewegung bemerkbar. Der Kaiser kommt an. Er kommt von Metz. Große Schlachten haben in der Umgegend von Metz stattgefunden. Man sagt, daß Bazaine Sieger ist und dergleichen mehr. Die Neugierde treibt mich. Ich gehe hin, um den Kaiser vorüberziehen zu sehen. Er ist ermüdet, niedergedrückt, schweigsam. Kein Ruf ertönt. Die Ehrenwache von hundert Mann begleitet ihn. Sie ist aber nicht in Helm und Küraß, sondern in Tunica und Dreimaster. Dieser ganze kleine Zug hat ein trauriges Aussehen. Der Kaiser hält einen Augenblick an, um mit einem Obersten zu sprechen. Ich höre die Worte: „Wir werden glücklich sein . . .“ Ein Händedruck, ein leichtes Neigen des Kopfes und der Kaiser setzt seinen Weg in demselben Stillschweigen fort. Wo ist der glänzende Stab wie an den Tagen des Sieges? Wo sind die Zurufe vom Abend von Solferino? Zwei prächtige Regimenter Chasseurs d'Afrique sind zur selben Zeit wie der Kaiser im Lager angekommen. Sie dienten ihm als Begleitung und sollen jetzt mit uns kämpfen.

Am zwanzigsten verlassen wir das Lager von Châlons. Wir haben drei Tage gehabt, um uns zu stärken und zu erholen.

Um zehn Uhr Morgens marschiren wir nach Rheims. Wir folgen nicht dem directen Wege und ziehen durch mehrere kleine Dörfer. Die Einwohner bereiten uns einen guten Empfang. Sie

wundern sich, so viele Kanonen, Pferde und rothe Hosen vorüberziehen zu sehen. Wir marschiren den ganzen Tag. Der Abend bricht an, als wir im Nebel die Thürme der Kathedrale von Rheims bemerken. Die Dunkelheit nimmt zu. Wir sind ermattet und sterben vor Hunger. Es entstehen Unordnungen. Man marschirt aufs Gerathewohl weiter; die einzelnen Regimenter vermischen sich. Bei jedem Haus lösen sich einzelne Gruppen ab. Man hört, wie sich die Einwohner und die Soldaten streiten. Es sind Plünderer, welche die Bauern brandschatzen wollen. Unser armes kleines Bataillon von zweihundert Mann hält sich gut. Wir haben seit Fröschweiler unsere Offiziere nicht verlassen und wir sind entschlossen, mit ihnen zu gehen.

Um elf Uhr Abends wird Halt gemacht und man lagert sich, so gut man kann. Wir verschaffen uns einige Lebensmittel, Kaffee und Stroh, essen eine in der Eile bereitete Suppe und schlafen ein. Welch' bleierner Schlaf!

Am folgenden Tage, dem einundzwanzigsten, befand sich unsere Division allein auf einer weiten Ebene, in der Nähe eines Dorfes mit Namen Ounes. Es scheint, daß wir dort nicht lagern sollen. In der That kommen Befehle und wir lagern uns in Cormontreuil, nahe bei Rheims. Dort bleiben wir vierundzwanzig Stunden, ohne Zeitungen oder Nachrichten zu erhalten. Am dreiundzwanzigsten machen wir uns wieder auf den Weg. Wir hatten zwei Tage verloren. Man sagt uns, daß wir durch die Champagne marschiren sollen, um Montmédy zu erreichen, daß ein preußisches Heer auf Paris marschire, daß wir uns im Norden mit Bazaine vereinigen und dann mit Bazaine zurückkehren wollen, um jener preußischen Armee, welche sich zu weit in Frankreich hinein gewagt hat, den Rückzug abzuschneiden. Alle diese Pläne gaben uns Vertrauen, um so mehr, als man zwei oder drei große Siege hinzufügt.

Wir gehen über den Marne-Kanal. Aber dort werden wir mehrere Stunden lang aufgehalten. Der Weg, welchen wir einschlagen sollen, ist mit endlosen Truppentheilen bedeckt. Müde, länger zu warten, läßt uns unser General den Marsch wieder aufnehmen. Eine Zeit lang marschiren wir Seite an Seite mit den Truppen eines andern Armee-Korps. Die meisten des letzteren

sind Reservisten, welche nie im Feuer waren. Sie betrachten uns neugierig und fragen uns: „Ihr habt Euch schon geschlagen? Euer Bataillon ist nicht stärker? Wo sind die andern?" Wir antworten, daß sie bei Fröschweiler geblieben sind. Aber die Unterhaltung ist nicht sehr lebhaft; nur einzelne Worte werden ausgetauscht. Es ist schlechtes Wetter, und man ist nicht sehr geneigt, sich zu unterhalten, wenn man unter einem eisigen Regen durch den Schmutz trabt. Endlich finden wir einen Seitenweg und trennen uns von unsern Kameraden. Noch beim Abschied hören wir sie sagen: „Aber seht doch, wie wenig es sind. Das ist alles, was von einem Bataillon übrig geblieben ist. Es muß doch heiß hergegangen sein!"

Wir marschiren durch die kahlen Ebenen der Champagne. Der Weg ist einförmig. Einige kleine Tannenwälder und hin und wieder weiße Dörfer liegen in dieser wirklichen Wüste zerstreut. Am Abend halten wir bei einem Dorfe an. Alsbald machen sich die Plünderer quer durch die Felder auf den Weg. Sie sagen, daß sie Lebensmittel „kaufen" wollen. Indeß man weiß schon, was sie damit sagen wollen. Einige Minuten später hört man es auf den Feldern und in den Bauernhöfen knallen: es beginnt das Tödten der Enten und der Hühner. „Ah, jetzt „kaufen" sie Geflügel!" sagen wir. Offiziere reiten im Galopp nach dem Dorfe, um diese Leute abzufassen und zurückzubringen. Ein Exempel müßte statuirt werden. Aber nein! Die Marodeure kommen mit Vorwürfen davon und schmausen ein Fricassee von Geflügel, während wir uns ein mageres Abendessen bereiten.

Wir marschiren durch La Suippe. Die ganze Kavallerie der Armee lagert neben dem Wege. Wir bringen wegen unserer geringen Anzahl überall dieselbe Wirkung hervor. Kavallerie-Offiziere schütteln unsern Offizieren die Hand und sprechen mit ihnen von Fröschweiler u. s. w. Diese Herren sind voller Vertrauen und guter Laune. „Habt keine Furcht", sagen sie, „wir werden es den Preußen schon heimzahlen. Jetzt kommen wir an die Reihe".

Wir marschiren am dreiundzwanzigsten den ganzen Tag und ebenso am vierundzwanzigsten. Am letzteren verbringen wir die Nacht neben einem Dorfe, welches Pauvre hieß. Es verdiente

mit Recht diesen Namen, denn Ueberfluß an Lebensmitteln war gerade nicht vorhanden.

Am fünfundzwanzigsten kommen wir in Attigny an. Die Division lagert sich rings um das Dorf. Der Befehlshaber unseres Armee-Korps, der General Ducrot, ist in unserer Mitte. Seine Feldfahne ist an der Thür eines Hauses im Dorfe befestigt.

Am sechsundzwanzigsten kommen wir durch die Ardennen. Wir lagern uns am Abend in vollem Schmutze in der Nähe eines kleinen Dorfes, Neuville genannt. Man sagt, die Preußen seien in der Nähe. Die Kranken und die Lahmen werden fortgeschickt. Bauern kommen und erzählen uns, daß sie große, schwarze Massen von Preußen gesehen, daß sie dann entflohen seien und daß in der vorhergehenden Nacht, während sie flüchteten, der Himmel in der Ferne durch große Brände geröthet gewesen sei. Das Zelt unseres Generals bleibt während der ganzen Nacht erleuchtet.

Am siebenundzwanzigsten machen wir uns frühzeitig auf den Weg. Man sagt, daß eine große Schlacht bevorstehe, und daß wir unsere Stellung einnehmen sollen. Wir sind ganz bereit uns zu schlagen und zeigen außerordentliche Lust, uns für Fröschweiler zu rächen. Wir schreiten über eine lange Anhöhe. Hier liegt ein Dorf mit Namen Voncq. Der Kanal der Ardennen liegt zu unsern Füßen. Die Stellung ist furchtbar. Unsere Offiziere studiren das Terrain. Beim geringsten Geräusch glaubt man Flintenschüsse zu hören. Indeß der Tag vergeht und nichts ereignet sich. Wir lagern uns auf den benachbarten Feldern.

Am achtundzwanzigsten machen wir uns bereit, abzumarschiren. In dem Augenblick, als wir uns auf den Weg begeben wollen, wird das Heranrücken des Feindes auf Voncq zu gemeldet. Wir hören einige Flintenschüsse und sehen einen Wagen herankommen, der von Leuten in phantastischer Kleidung umgeben ist. Es sind Pariser Franctireurs. Eine Frau sitzt in diesem Wagen auf Stroh. Die Hände waren ihr auf dem Rücken zusammengebunden. Die Franctireurs erzählen uns, es sei eine französische Spionin, welche sie soeben festgenommen hätten und nun zum Feld-Auditeur führen wollten. Uebrigens sind die Leute unzufrieden: sie müßten regel-

rechten Dienst versehen, man gäbe ihnen harte Arbeiten und zwänge sie zur Disciplin. Hierzu jedoch hätten sie sich nicht verpflichtet. Sie wollten vielmehr als Freischärler Krieg führen und nicht, wie die andern Truppen, zu marschiren gezwungen werden. Wenn sie ihren freien Willen hätten, so würden sie schon längst die Preußen gesehen und die Ulanen von den Pferden herabgeholt haben.

Am Abend verlassen wir die Höhen von Voncq. Preußische Plänkler beobachten und folgen uns. Wir ziehen auf einem engen und kothigen Wege in das Gehölz. Uns zur Seite sind Reiter, welche sich über ihre Offiziere beklagen. Sie haben an dem Tage Ulanen gesehen und dieselben angreifen wollen. Aber man hat es ihnen nicht gestattet. Wir marschiren einen guten Theil der Nacht, ohne uns über den Weg, welchen wir einschlagen, genaue Rechenschaft zu geben und lagern uns schließlich auf einem feuchten Terrain am Saume eines Gehölzes.

Am folgenden Tage, dem neunundzwanzigsten August, nehmen wir unsern Marsch wieder auf. Wir wenden uns nach Chêne Populeux. Ueberall viele Menschen, Pferde und Wagen. Der Feind ist ganz in unserer Nähe. So geht das Gerücht. Wir marschiren weiter und gelangen zu einem Dorfe Namens Stonne. Es liegt inmitten der Ebene auf einem kleinen Hügel. Der Kaiser hat dort die Nacht zugebracht. Er ist noch da, aber im Begriff abzureisen. Seine Wagen versperren den Weg. Wir können nicht weiter. Die Kutscher, welche einen Gepäckwagen führen, weigern sich, zur Seite zu fahren. Sie antworten uns lachend, wir hätten Zeit zu warten, das würde uns noch öfter passiren u. a. m.

Der Offizier, welcher an der Spitze marschirt, wird ärgerlich und befiehlt uns, die Wagen bei Seite zu schieben. Die Kutscher fluchen und schreien. Aber wir zwingen sie, zur Seite zu rücken und marschiren weiter. Wir marschiren Stonne entlang bergab. Aber als wir unten ankommen, gerathen wir noch einmal mit Gepäckwagen zusammen. Unsere Kolonne wird in zwei Hälften zerschnitten, und wir müssen dort zwei Stunden lang warten, bis alle Wagen und deren Begleitung das Dorf geräumt haben. Die lange Reihe der Gepäckwagen zieht durch unsere Mitte, begleitet

von einem Bataillon Grenadiere der kaiserlichen Garde. Wir sehen in der Ferne den Kaiser, welcher auf einem andern Wege im Schritt fortreitet.

Nach diesem langen Warten marschiren wir endlich ab und kommen auf Querwegen nach Raucourt. Dort sollen wir die Nacht zubringen. Der Kaiser ist vor uns angekommen; er bewohnt ein Haus im Mittelpunkt des Dorfes. Zahlreiche Ordonnanz-Offiziere stehen vor der Thür. Als wir vor dem Hause vorüberziehen, werden die Vorhänge eines Fensters im ersten Stock bei Seite geschoben. Wir bemerken den Kopf des Kaisers. Er sieht uns an und wir sehen ihn wieder an. Aber kein Ruf ertönt.

Raucourt liegt in einem Thale. Wir sind dort in sehr großer Anzahl vereinigt. Man sagt, die Preußen seien ganz in der Nähe. Unsere Feuer leuchten, unsere Hörner erklingen, unsere Trommeln ertönen. Dank diesen Feuern und diesem Lärme dürften die Preußen vollständig über unsere Stellung unterrichtet sein.

Am dreißigsten verläßt der Kaiser frühzeitig Raucourt und begiebt sich nach Mouzon. Wir wenden uns nach Remilly zu, wo sich unser Armee-Korps versammelt.

Wir halten lange Zeit neben einem Kirchhof. Von dort sehen wir eine große Ebene vor uns ausgebreitet. Die Maas fließt in langen Krümmungen am Fuße der Höhen, welche wir besetzt halten. Zu unsern Füßen werden Brücken gebaut, über welche wir marschiren sollen. Neben uns fährt eine Batterie Artillerie auf; sie macht sich bereit, das Terrain zu säubern, falls sich der Feind unserm Vorhaben entgegen stellen sollte. Dann marschiren wir zu der Maas hinab. Am Ufer des Flusses überwacht der General Ducrot zu Pferde den Uebergang seines Armee-Korps. Wir überschreiten ruhig und in guter Ordnung zwei in der Eile erbaute Brücken.

Lange haben wir am andern Ufer zu warten. Endlich wird uns angekündigt, daß wir erst um zwei oder drei Uhr Nachmittags in der Richtung nach Carignan den Marsch fortsetzen werden. Der General Ducrot reitet voran. Von allen Seiten kommen Neugierige. Sie zeigen uns links Sedan und mehr in der Nähe das hübsche Dorf Bazeilles, ganz in Grün eingehüllt. Man plaudert und lacht; die Zeit geht hin und wir kommen nicht weiter.

Plötzlich hören wir zu unserer Rechten in kurzen Zwischenräumen lebhafte Kanonenschüsse. Wir denken, daß der preußische Vortrab eine unserer Kolonnen erreicht hat und sie beunruhigt, um den Uebergang über die Maas zu verhindern. Endlich marschiren wir ab und wenden uns gegen ein benachbartes Dorf, vor welchem ein kleiner Bach vorüberfließt. Wir fragen nach dem Namen des Dorfes. Man antwortet uns: Donzy.

Indessen wird die Kanonade zu unserer Rechten immer heftiger. Bald scheint es uns, als ob sich Gewehrschüsse darunter mischen. Reiter sprengen von allen Seiten an dem Ufer der Maas, welches wir am Morgen verlassen haben, zusammen. Ein Gendarm zu Fuß tritt ganz bestürzt in unsere Mitte. Man hält ihn an und fragt ihn aus. „Wir sind überfallen worden", sagte er, „die Preußen haben unsere Pferde weggenommen; unser Lager war von Kugeln und Granaten überschüttet; das fünfte Korps ist in Auflösung begriffen".

Wir nähern uns wieder Donzy. Ein General kommt uns entgegen, begleitet von etwa vierzig Reitern. Er fragt unsere Offiziere, wo der Marschall ist. Ich höre sagen, es sei der General Wimpfen. Der Weg ist mit Wagen angefüllt, welche möglichst rasch Donzy zu erreichen suchen. Mit einigen Kanonen beschützen wir die Zugänge des Dorfes, bis das Vorüberfahren der Wagen etwas nachläßt. Wir sind von unserer Division getrennt worden und machen uns daran, sie wieder aufzusuchen. Mit großer Mühe finden wir sie endlich außerhalb des Dorfes in einem Lager, nahe dem Wege, welcher noch immer mit Wagen bedeckt ist. Es sind Wagen, welche der Armee gehören, dann solche mit Möbeln, Frauen und Kindern beladen — alles bunt durch einander.

Es ist neun Uhr Abends. Der Boden ist aufgeweicht. Wir machen uns Betten aus Kieselsteinen und legen uns nieder. Die Wagen fahren noch immer vorüber. Es kommt ein Gegenbefehl. Man marschirte bislang auf Carignan zu. Jetzt müssen die Wagen umkehren und sich in diametral entgegengesetzter Richtung auf Sedan zu wenden. Nunmehr entsteht eine unglaubliche Unordnung unter den Wagen. Die Kutscher wollen alle umwenden. Die Räder gerathen in einander und brechen. Die Pferde steigen über einander, beißen und stoßen sich.

Auch wir erhalten Befehl, unsere Stellung zu ändern. Wir sind genöthigt, den Weg zu passiren und noch die schreckliche Unordnung zu vermehren. Dennoch marschiren wir ab. Wir gehen im Gänsemarsch, stoßen gegen die Räder, gleiten zwischen den Wagen hindurch, bücken uns, um unter den Köpfen der Pferde hindurchzuschlüpfen, und kommen so langsam vorwärts. Die Nacht ist sehr dunkel. Inmitten dieser Verwirrung hält ein General zu Pferde. Er redet einen unserer Offiziere an. „Aber so gehen Sie doch weiter, Herr!" „Wir können nicht weiter gehen", antwortet der Offizier. „Und ich befehle Ihnen, weiter zu gehen", ruft wüthend der General. Er treibt sein Pferd in der Dunkelheit vorwärts und stößt heftig gegen den Wagen, welcher uns den Weg versperrte.

Wir gebrauchen eine Stunde, um aus diesem unglücklichen Wege herauszukommen. Endlich sind wir an der andern Seite angelangt und marschiren dann auf den Bahnhof von Donzy zu. Ueberall haben sich schon Truppen gelagert. Große Biwak-Feuer leuchten in der Nacht. Wir betrachten sie voller Neid, denn die Nacht ist kühl, und wir frieren. Endlich halten wir auf einem Felde an; dort sollen wir die Nacht zubringen. Ich nehme aus meinem Beutel etwas Zwieback und ein Stück kaltes Fleisch, welches ich seit dem Morgen sorgfältig aufbewahrt hatte. Wir errichten keine Zelte, sondern verbringen die Nacht ohne jeglichen Schutz auf der Erde.

Als es Tag wird — es ist der einunddreißigste August — hüllt ein dichter Nebel das ganze umliegende Land ein. Auf Umwegen erreichen wir das Dorf Givonne. Wir schreiten einen ziemlich steilen Abhang hinab und errichten unsere Zelte auf einem Kartoffelfelde, welches die Kosten mehr als eines Mahles bestritt. Vereinzelte Soldaten, kleine, von Offizieren geführte Abtheilungen, ziehen nahe an uns vorüber und fragen, wo sich das fünfte Korps befindet. Wir antworten ihnen, daß wir nichts darüber wissen. Und sie setzen ihren Weg aufs Gerathewohl hin fort, um ein auf dem Rückzuge befindliches Korps aufzusuchen, welches sie nicht wiederfinden werden. Sie werden sich mit den Versprengten und den Flüchtlingen nach Sedan hineindrängen.

Wir hatten soeben die Suppe gegessen, als wir — ganz in der Ferne — Kanonen- und Flintenschüsse hören. Unser Lager

ist in einer kleinen Terrainfalte verborgen. Wir treten aus unserer Vertiefung heraus und steigen auf die Höhe, um zu sehen, was da vorgeht. Wir bemerken zuerst Sedan; dann, inmitten der Bäume, ein brennendes Dorf. Wir fragen die Landleute nach dem Namen des Dorfes. Es ist Bazeilles. Ein dichter, schwerer Rauch steigt langsam zum Himmel empor. Ununterbrochen fallen die Granaten auf die brennenden Häuser nieder. Trotz des Brandes wird der Kampf um das Dorf fortgesetzt. Unsere Offiziere sehen mit dem Fernrohr dorthin. Sie sagen, daß die Sachen gut für uns stehen, daß die Preußen sich zurückziehen und daß das Feuer unserer Artillerie sie zurücktreibt. Ohne Fernrohr sieht man nicht viel.

Die Kanonade hört auf. Wir erwarten Nachrichten. Bazeilles brennt noch immer. Der Brand scheint sogar an Kraft und Ausdehnung zu gewinnen. Ein Liniensoldat tritt unter uns. Er gehört zu einer Eskorte, welche einen Zug mit Gepäck begleitete. Der von demselben genommene Weg war mit einem Schlage durch die preußischen Kartätschen gesäubert worden. Menschen und Thiere wurden getödtet. Und dies trug sich alles in unserer Nähe zu. Die Preußen nähern sich und scheinen die Absicht zu haben, uns zu umzingeln. Man muß sich für Morgen auf eine ernsthafte Schlacht gefaßt machen.

Die Nacht ist ruhig. Ich bin in einer Schlucht auf Wache und bemerke nur einen kleinen Theil der Hügelkette an der andern Seite von Sedan. Dort sind die Preußen. Ich sehe nur ein einziges Feuer. Nichts regt sich um uns. Überall lautlose Stille. Sobald es zu dämmern anfängt, beginnt das Schießen von neuem. Es ist der erste September. Eine große Schlacht beginnt. Wir brechen unser Lager ab und nehmen Stellung oberhalb Givonne. Bazeilles brennt noch immer. Augenblicklich kämpft man nur zu unserer Rechten. Ein langer Zug weißen Rauches zeigt uns die Kampflinie an. Von der Höhe der Hügel, welche das linke Ufer der Maas begrenzen, schießt hartnäckig die preußische Artillerie. Man beantwortet dieses Schießen aus dem verschanzten Lager vor Sedan. Der Kampf nähert sich. Die Geschosse gelangen bis in unsere Nähe. Wir bemerken an der andern Seite der Schlucht, in der Givonne liegt, preußische Truppenbewegungen. Infanterie

und Artillerie stellen sich uns gegenüber auf. Wir müssen uns niederlegen. Einige unserer Batterien und Mitrailleusen fahren in unserer Nähe auf. Man schickt eine Abtheilung ab, um Givonne zu besetzen. Der Angriff erscheint unmittelbar bevorstehend.

Schreckliches Geräusch zur Linken; die feindlichen Geschosse erreichen uns von vorn und von der Seite. Unsere Artillerie antwortet. Ein junger Lieutenant, von bewunderungswürdiger Ruhe und Kaltblütigkeit, befehligt die neben uns aufgestellte Batterie. Er prüft die Richtung der Geschütze. Dann steigt er wieder zu Pferde, um besser die Wirkung des Schießens beobachten zu können. Die Zügel im linken Arm, steht er aufrecht im Steigbügel und sieht mit dem Fernrohr hinüber. Plötzlich sehen wir Roß und Reiter wie vom Blitz getroffen zu Boden sinken. Wir eilen dorthin. „Ich bin nicht verwundet," sagt der Lieutenant zu uns. „Aber mein Pferd, mein armes Pferd....." Das Thier war von einer Kugel mitten in die Brust getroffen worden. Die Beine des Offiziers stecken, im Steigbügel verwickelt, noch unter dem Pferde. Sechs Mann sind nöthig, um das Pferd, welches mausetodt ist, fortzuziehen und den Lieutenant freizumachen. Endlich erhebt er sich und wirft einen kurzen Blick auf sein Pferd. Dann sagt er: „Mein Fernrohr? Wo ist mein Fernrohr?" Es war ihm aus den Händen geglitten und in das Gras gefallen. Ich finde es wieder. Er kehrt zu seinen Geschützen zurück, nimmt ein anderes Pferd, springt in den Sattel und beginnt wiederum, an derselben Stelle und mit derselben Ruhe, das Schießen seiner Geschütze zu beobachten.

Eine preußische Kolonne zeigt sich, indem sie aus dem Gehölze oberhalb von Givonne heraustritt. Unsere vorzüglich gerichteten Mitrailleusen eröffnen ihr Feuer auf diese Kolonne, und wir sehen deutlich, wie die Preußen, überrascht von diesem Hagel von Geschossen, sich in großer Eile und Unordnung in das Gehölz zurückziehen. Die Ladung war so gut gewesen, daß wir ausrufen: „Bravo, ihr Artilleristen; bravo, die Kaffeemühlen!" Die Artilleristen fahren kaltblütig fort die kleine Handhabe zu drehen, und die Mitrailleusen ergießen einen Hagel von Geschossen auf den Feind.

Unsere Freude dauerte aber nicht lange. Das feindliche

Artillerie-Feuer verdoppelt seine Kraft. Die Granaten kommen bis zu uns. Mehrere meiner Kameraden werden getroffen. Zwei von unseren Geschützen sind außer Gefecht gesetzt. Unsere ungenügende Artillerie muß zurückweichen. Wir sind umzingelt. Die Geschosse dringen von allen Seiten auf uns ein. Ein auf dem Marsche befindliches Regiment unterstützt uns. Es sind viele junge Soldaten darunter, welche nie im Feuer waren. Sie werden unruhig, als sie sich plötzlich dem Feind gegenübersehen. Es entsteht eine große Unordnung. Die Offiziere bewähren sich vorzüglich. Sie halten die Fliehenden auf und führen sie zurück. Das Regiment faßt wieder Muth und formirt sich von neuem. Eine der preußischen Granaten fällt in eine Gruppe von sieben bis acht Mann und tödtet oder verwundet Alle. Bei drei oder vier von diesen Leuten fangen die Kleider an zu brennen. Wir werfen uns auf sie, rollen sie in Decken und reißen ihnen die halbversengten Kleider, welche in Fetzen herunterhängen, vom Leibe.

Jetzt nähert sich der Feind. Er wird bald in unserer Schußweite sein. Wir erwarten ihn voller Vertrauen und Festigkeit und schützen uns, so gut wir können, gegen die Granaten. Wir liegen niedergekauert hinter Hecken, die Hand am Drücker des Gewehres, und lassen unsere Blicke über das Terrain gleiten, um die Preußen in richtiger Entfernung zu entdecken. Unsere Offiziere gehen sehr kaltblütig unter uns umher. Es kommt der Befehl aufzustehen und uns zu gruppiren. Wir rücken vor und steigen nach Givonne hinab, um den Versuch zu machen, den Feind zu erreichen.

In diesem Augenblick sehen wir eine ungeordnete Masse Kavallerie auf uns zukommen. Es sind etwa hundert Pferde, davon mehrere ohne Reiter. Sie kommen in tollem Galopp daher und werfen sich, auf die Gefahr hin uns überzureiten und zu zerschmettern, auf uns. Kein Offizier befindet sich unter den Flüchtlingen. Mein Herz preßt sich zusammen. Ich erinnere mich an Fröschweiler. Das ist dieselbe Unordnung, derselbe panische Schrecken. Und in Fröschweiler hatte man wenigstens Zeit gehabt sich zu schlagen. Heute habe ich noch keinen Flintenschuß abgegeben.

Die preußischen Schützen erscheinen. Wir tauschen einige Kugeln mit ihnen aus. Aber man merkt wohl, daß alles vorüber ist. Ein

wahrer Feuerkreis umgiebt uns. Unser General tritt in unsere Mitte. Er ist zu Fuß; seine Pferde sind ihm getödtet worden. Unsere Artillerie zieht sich zurück. Und nun beginnt ein kläglicher Rückzug. Einige meiner Kameraden und ich bleiben etwas zurück. Wir wollen noch einmal eine Salve auf die feindlichen Schützen abgeben, welche stetig vorrücken. Ich wende mich um und sehe hin. Ich bin ein ziemlich guter Schütze und ich wollte nicht mein Ziel verfehlen. Plötzlich ist es mir, als ob ich einen heftigen Peitschenhieb auf den Oberarm erhalte. Mein Gewehr fällt mir aus der Hand. Das Tuch meines Rockes war durchlöchert und das Blut rieselte mir am Aermel hernieder. Ich erweitere das Loch mit den Fingern der linken Hand und sehe hin. Das Fleisch zeigte eine Wunde, aber der Knochen war unverletzt. Mein Arm war nur durch den Schmerz betäubt. Ich reiße kleine Zeugfetzen aus der Wunde und lasse mir von einem Kameraden mein Taschentuch um den Arm binden. Dann eile ich wieder zu jener kleinen Gruppe, welche sich treulich um unsere Offiziere schaarte.

Wohin gehen wir? Der Strom der Rückzugsbewegung führt uns nach Sedan. Indessen hält unser Kommandant zwei bis drei Mal an, versammelt uns und überlegt, was zu machen ist. „Ich fürchte diese Stadt," sagte er. „Der Krieg ist für diejenigen, welche dort einziehen, zu Ende".... Oft habe ich mich dieses Wortes erinnert. Aber was thun? Eine ununterbrochene Feuerlinie drängt und preßt uns von allen Seiten zusammen. Wir gelangen bis zu einem Hohlwege, in welchem Kanonen und Fourage-Wagen bunt durch einander liegen.

Der Weg ist uns versperrt. Das Hinderniß ist nicht zu überschreiten. Wir müssen also zurückkehren. Unsere Offiziere wollen noch eine Anstrengung machen und den Feind zurückzutreiben suchen. Ich bin mit meiner Wunde zu allem untauglich. Aber ich will die Offiziere nicht verlassen. Nichts bereitete mir mehr Schmerz, als wenn ich sah, wie Soldaten ihre Offiziere verließen. Solange man marschiren kann, muß man in Reih' und Glied bleiben. Das ist das einzige Mittel, um ein ruhiges Gewissen zu behalten.

Meine Kameraden geben noch einige Schüsse ab. Einem Artillerie-Obersten gelingt es, aus dem Chaos von Menschen,

Pferden und Wagen eine Batterie Artillerie herauszuziehen. Dieselbe wird aufgestellt und eröffnet ihr Feuer, indeß nur, um bald zerschmettert zu werden. Der Oberst wird einige Schritte von mir durch eine Kugel getroffen. Seine Leute richten ihn empor. „Ein Arzt, ein Arzt!“ ruft ein Hauptmann. „Nein, es ist nicht der Mühe werth,“ sagt der Oberst, „tragt mich nur gegen jenen Baum.“ Man stützt ihn gegen den Baum und dort stirbt er sanft nach Verlauf von einigen Minuten, indem er krampfhaft die Hände seiner Offiziere drückt und zu seinen Leuten sagt: „Danke, Kinder, habt Dank!“ Ich stand dort inmitten einer Gruppe Artilleristen. „Es ist schade“, sagte ein Sergeant und sah den Obersten an, „es war ein wackerer Mann. So macht es der Tod immer. Er muß immer die Besten nehmen.“

Wir werden gegen die Stadt zurückgeworfen. Einer unserer Offiziere ruft uns. Er hat noch Hoffnung zu entfliehen. Der Weg nach Mézières, welcher am rechten Ufer der Maas entlang geht, ist vielleicht frei. Quer durch Gärten gelangen wir bis zum Wege. Aber er ist von den Preußen besetzt. Man stellt Geschütze vor dem Thor der Stadt auf, um den Feind fern zu halten. Es giebt nichts mehr zu versuchen, nichts mehr zu hoffen. Wir lassen uns von jenem Strom fortreißen, welcher hinter den Mauern von Sedan untergehen wird.

Kaum waren wir in der Stadt angelangt, als uns ein General anhält und uns auf die Wälle schickt. Man muß den Feind verhindern, sich zu sehr der Stadt zu nähern. Wir steigen auf die Wälle und sehen dort ein großes Geschütz, welches von Nationalgardisten aus Sedan bedient wird. Einer unserer Offiziere nähert sich den Leuten und sagt zu ihnen:

„Warum schießen Sie nicht? Die Preußen sind auf Schußweite herangekommen.“ Man antwortet ihm: „Wir wissen es wohl, und es ist auch unser Wunsch zu schießen. Aber wir haben nur drei Schüsse für jedes Geschütz, welche wir für den kritischen Augenblick aufbewahren müssen“.

Drei Schüsse für jedes Geschütz! Und die Stadt voll von Kanonen und Munitionswagen, welche zu allen Thoren der Stadt hereinfahren. Man kann ringsum die Wälle damit versehen. Der

Kommandant schickt vier oder fünf von unsern Leuten ab, um Artillerie-Offiziere zu suchen und sie herbeizuführen. Die Straßen sind derart mit Wagen, Menschen und Pferden angefüllt, daß diese ganze Artillerie unthätig am Platze verharrt und sich nicht rühren kann.

Ein General geht vorüber. Er sagt zornig zu seinem Adjutanten: „Und mein Gepäck, mein Herr? Was ist aus meinem Gepäck geworden? Sie haben sich nicht um mein Gepäck bekümmert? Es ist verloren, es ist verloren!"

Von allen Seiten hört man Signale. Man soll mit dem Schießen aufhören. Auf dem Schloß flattert die weiße Fahne. Unter den Mauern von Sedan kämpft man aber weiter. Erst gegen Abend tritt Ruhe ein . . . . Wir bringen die Nacht auf den Wällen zu. In Sedan brannte es an mehreren Stellen.

Am folgenden Tage erfahren wir, daß man capitulirt habe. Wir alle — Offiziere und Soldaten — werden Gefangene sein. Wir werden aus Sedan herausziehen und dort unsere Waffen zurücklassen. Wir räumen die Wälle. In der Stadt giebt sich Alles der Plünderung hin. In die Magazine des Schlosses ist eingebrochen worden. Durch die Fenster derselben wirft man sich Brote und große Speckstücke zu. Ueberall sieht man betrunkene Civilisten und Soldaten, welche sich beschimpfen, schlagen und die Offiziere insultiren. In einem Hofe, in geringer Entfernung vom Schlosse, bezahlte man den Sold. Gierige Hände streckten sich aus. Das Gold lag vor Jedermanns Augen ausgebreitet.

Mein Arm verursachte mir einigen Schmerz. Ich trete in ein Lazareth, welches sich neben der Unter-Präfectur befindet. Dort finde ich eine barmherzige Schwester, welche mir meine leichte Wunde verbindet. Dann eile ich wieder zu meinen Kameraden. Wir verlassen Sedan und kommen an den bairischen Schildwachen vorüber. Ueberall waren Kanonen auf uns gerichtet. Man hörte die deutschen Musikkapellen die fröhlichsten Weisen spielen.

II.

Forbach.

Nach der Erzählung eines Metzer Bürgers.

Am fünften August bekomme ich in Metz den Besuch eines Freundes. Er hatte als Schlachtenbummler dem Kampfe von Saarbrücken beigewohnt. „Ich kehre morgen nach Forbach zurück“, sagte er zu mir. „Kommen Sie mit. Wir werden in Saarbrücken, in Deutschland frühstücken. Der Sieg vom zweiten August ist zwar etwas lächerlich; indeßen hat er uns die Grenze geöffnet, und wir können ohne Paß diesen leichten Einfall in das feindliche Land wagen. Kommen Sie. Auf dem Platze selbst werde ich Ihnen die kleine Schlacht oder vielmehr den kleinen Krieg von Saarbrücken erzählen.“

Am folgenden Morgen reisten wir beide in sehr guter Laune mit dem Fünfuhrszuge ab. Wir machten im voraus das Menu unseres deutschen Frühstücks; wir wollten dazu Rheinwein trinken, indem wir dabei der Verse von Alfred de Musset gedachten:

„Si vous oubliez votre histoire,
Vos jeunes filles, sûrement,
Ont mieux gardé notre mémoire;
Elles nous ont versé votre petit vin blanc.“

Wir kommen um halb acht Uhr in Forbach an. Am Bahnhof war ein Buffet aufgestellt. Ich schlage meinem Freunde vor, auf jeden Fall einige kleine Einkäufe zu machen.

„Nein, nein,“ antwortet er mir. „Wir werden in Saarbrücken frühstücken. Ich kenne dort ein kleines, ausgezeichnetes Hôtel, ganz nahe an den Ufern des Flusses.“

Wir verlassen den Bahnhof. Jenseits von Forbach spaltete sich der Weg. Wir mußten vier bis fünf Kilometer zu Fuß

machen. Und jetzt befanden wir uns auf der Landstraße, welche, die Eisenbahn entlang, über Styring=Wendel nach Saarbrücken führt. Rechts von uns standen auf den Feldern Infanterie=Regimenter, welche die Gewehre zusammengestellt hatten. Ein Artillerie=Oberst reitet auf einem wunderbar schönen, schwarzen Roß an uns vorüber.

„Bah, das ist zu dumm", sagte er zu sich selbst, „das ist zu dumm!"

Dieser Offizier hatte augenscheinlich etwas thun sehen oder sollte selbst etwas thun, was ihm albern erschien.

Wir lassen Styring=Wendel, ein kleines Dorf mit großer Fabrik, links liegen. Ueber den acht bis zehn großen Hochöfen lagerte dichter Rauch. Man hörte das Geräusch der Maschinen, das Kommen und Gehen der Arbeiter. Alle Werkstätten standen in voller Thätigkeit.

Wir befinden uns inmitten eines Linienregiments, des 67ten, wenn ich mich recht erinnere. Ein alter Sergeant sagt zu uns:

„Ich war in Saarbrücken. Wir haben ihnen ordentlich heimgeleuchtet. Sie sind alle geflohen. Wir hätten sie noch weitertreiben können. Nichts stand uns im Wege. Aber unsere Generale sind schlau. Wir sind scheinbar zurückgewichen. Das ist eine Falle. Wir haben hier starke Stellungen. Die Preußen mögen nur versuchen, sich die Köpfe daran einzurennen."

Wir setzen unsern Weg fort. „Sehen Sie", sagte mein Freund zu mir, „jenes rothe Haus, welches uns gegenüberliegt? Das ist Deutschland, das ist die Grenze".

Eine Schildwache hält uns an. „Hier darf man nicht durchgehen!" Wir wenden uns an einen Offizier.

„Aber Sie können nicht weiter gehen", antwortet er uns. „Sie werden die Preußen in Saarbrücken treffen. In einer Stunde wird man sich vielleicht schlagen."

Und unser armes Frühstück in Saarbrücken! Ach, wir waren schon von dem Gedanken eines Ausfluges nach Deutschland zurückgekommen. Irgend etwas kündigte in der That die Schlacht an. Der General Verger, welcher die vor Forbach versammelte Division befehligte, ging dort mit einem Fernrohr in der Hand, zwischen

seinen Offizieren auf den Feldern hin und her. Er steigt zu Pferde. Große Bewegung unter den reitenden Eilboten. Ein Regiment erhält den Befehl die Suppe wegzugießen, welche schon auf dem Feuer stand.

„Sie wurde so gut, unsere arme Suppe", sagte neben uns ein Soldat, welcher den Fleischtopf umschüttete. „Aber so geht es immer: wenn die Suppe gut werden will, so muß man sie ausschütten."

„Und wenn sie schlecht wird", fügte ein anderer Soldat hinzu, „so muß man sie essen".

„Und wenn gar keine vorhanden ist, so muß man sie entbehren."

„Nun, man wird die Suppe nicht bedauern, wenn es sich darum handelt, die Chassepots zu probiren."

„Die Chassepots probiren." Das war das Wort, welches auf allen Lippen schwebte. Die Leute waren fröhlich, ruhig; sie schienen vertrauensvoll und entschlossen zu sein. Indeßen sind wir gezwungen, wieder umzukehren. Wir treffen ein Bataillon Jäger zu Fuß. Ich sehe noch einen alten Kapitän, welcher, ohne sich umzudrehen, die Arme ausbreitete, den Schritt seiner Soldaten regelte und in freundlichem und väterlichem Ton zu ihnen sagte: „Marschirt ordentlich, marschirt ordentlich!" Auf allen Gesichtern lag dieselbe freudige und entschlossene Miene. Es waren tapfere Leute, welche wacker ihre Pflicht gethan haben. Aber keine Vaterlandsliebe und kein Muth vermag Menschen den Sieg zu verleihen, welche unter unfähigen Führern gegen die dreifache Anzahl kämpfen.

Die Artillerie fährt mit ihren Geschützen in der Ebene auf. Man hört von Spichern her Kanonenschüsse. Alle Truppen stellen sich in Schlachtordnung auf. Die Schlacht war im Gange, daran war nicht mehr zu zweifeln. Aber wo war der Feind?

Die Schildwachen beginnen uns hin- und herzuschicken und treiben uns gegen Forbach zurück. Der Platz war nicht mehr zu halten. Wir begeben uns auf bebautes Land und kommen nach einem mühsamen, halbstündigen Marsche auf dem Gipfel steiler Hügel an, welche rechts von der Straße, gegenüber Styring-Wendel,

die ganze Ebene beherrschen. Von dort haben wir eine sehr freie und ausgedehnte Aussicht.

Die Schlacht beginnt, und wir sehen jetzt, wo der Feind ist. Er befindet sich in jenem Gehölz, welches, vor uns, an der andern Seite der Ebene, rechts und über Styring-Wendel die Höhen krönt. Schon kommen Kugeln und Geschosse aus dem Gehölz, welche in der Ebene niederfallen. Kein Preuße zeigt sich. Unsere Soldaten werden mit einem unsichtbaren und unfaßbaren Feind zu kämpfen haben. Eine Pionier-Abtheilung wird ausgesandt, um eine Art Verschanzung aufzuwerfen. Zwei Wagen, welche mit Schaufeln, Hacken und Karren beladen sind, folgen. Die Mannschaften sind in vollkommener Ordnung: kaltblütig, gesetzt wie im Manöver, stellen sie sich in einer langen, geraden Linie auf. Man vertheilt die Schaufeln und Hacken. Unter dem feindlichen Feuer beginnen sie die Erde aufzuwühlen. Von Zeit zu Zeit fiel ein Mann; man hob ihn auf und trug ihn fort, ohne daß die Arbeit dadurch unterbrochen wurde.

Nunmehr werden in der Ebene Schützen vorgeschickt, welche über die durch die Pioniere befestigte Linie hinausgehen. Sie kriechen, gleiten und rücken auf allen Vieren vorwärts. Ich sehe noch einen jener Soldaten, ganz allein, in weiter Entfernung, welcher fast an das Gehölz herankam, aus welchem ein immer dichterer und immer heftigerer Kugelregen hervordrang.

Unsere Infanterie berührt das Gehölz. Von Mittag bis drei Uhr Nachmittags entfaltet sich eine Reihe von kleinen, wiederholten, hartnäckigen, kühnen, aber fruchtlosen Angriffen. Unsere Soldaten scheinen nicht gegen Menschen, sondern gegen Bäume zu kämpfen. Sie werfen sich entschlossen, ohne anzuhalten und ohne einen einzigen Flintenschuß zu thun, auf dieses Gehölz. Viele fallen, bevor sie dort anlangen. Dann verschwinden die schon sehr gelichteten Kompagnien hinter den Bäumen. Das Gewehrfeuer wird lebhafter. Und bald nachher verlassen die Kompagnien, begleitet von den feindlichen Kugeln, wieder das Gehölz in Unordnung und Auflösung. Kein einziger Preuße ist zu sehen. Aber in einer großen Entfernung, außer Schußweite, sah man sich große, dunkle Massen bewegen. Das waren preußische Regimenter, welche die

in den Wäldern aufgestellten Schützen verstärken und erneuern sollten. Inmitten der Schlacht stieg der Rauch der Hochöfen von Styring-Wendel weiter fort in die Lüfte.

Vom „Rothen Haus" her ließ sich die preußische Artillerie vernehmen. Eine französische Batterie kommt in vollem Trabe auf der Straße von Forbach herangesaust. Ohne in ihrer Eile nachzulassen, stürzen sich die Pferde auf die Felder und ziehen, die Stränge straff angezogen, die Geschütze auf dem bebauten Lande weiter fort. Ein Artillerie-Offizier, als Einziger vorweg, bezeichnet mit hocherhobenem Säbel die Richtung des ersten Gespannes. Alle anderen Geschütze folgen und fahren als Batterie auf. Diese Aufstellung, welche unter heftigem Feuer stattfindet, wird mit bewundernswerther Kaltblütigkeit und Genauigkeit ausgeführt.

Die Batterie beginnt zu schießen. Eine Granate fällt auf einen Munitionswagen, welcher explodirt. Ein an diesen Wagen gespanntes Pferd bäumt sich, schlägt aus, zerreißt seine Stränge und eilt in rasendem Galopp gerade auf uns zu. Es setzt über Hecken und Gräben. Seine Stränge, welche den Boden schleiften, verwickeln sich in den Beinen. Es fällt, steht wieder auf, richtet den Kopf empor, wiehert wüthend, galoppirt weiter, läuft in das Gehölz und verschwindet. Das ist der erste Flüchtling, welchen wir gesehen haben.

Indessen werden die Angriffe unserer Infanterie gegen das Gehölz seltener und schwächer. Augenscheinlich wurden die Truppen müde, gegen einen Feind zu kämpfen, welchen sie nicht erreichen konnten. Die rothen Hosen und Käppis wurden weniger zahlreich in der Nähe des Gehölzes. Viele der Schützen lagen noch plattlings auf der Erde. Erst nach langer Zeit, als ich ernsthafter darüber nachdachte, sagte ich zu mir: „Das sind Todte!" Ja, es waren Todte.

Ich sah die Auflösung herankommen. Unsere Regimenter geriethen gänzlich in Unordnung. Eine allgemeine Panik brach aus. Soldaten eilten quer über den Weg, stürzten sich auf die beackerten Felder, eilten uns entgegen und riefen: „Wir sind verloren, wir sind verrathen!" Unter den Flüchtlingen befand sich ein Hauptmann der Infanterie von etwa fünfzig Jahren, mit schwarzem

Schnurrbart, grauen, kurzgeschnittenen Haaren, klein, dick, barhaupt, mit aufgeknöpfter Uniform. Weder Säbel noch Säbelgürtel sah man bei ihm; seine Feldflasche baumelte an seiner Seite. Er kam auf mich zu, hob die Hände gen Himmel und rief aus:

„Meine Kompagnie, meine arme Kompagnie! Alle getödtet, Alle, Alle! Das nur blieb mir übrig!"

Und er zeigte mir ein Dutzend Soldaten, welche um ihn waren.

„Jenes Gehölz", fährt der Hauptmann fort, „ist Schuld daran. Drei Mal sind wir dort eingedrungen. Es ist voll von unsichtbaren Preußen. Ich habe keinen einzigen gesehen, keinen einzigen. Wir kämpften gegen Kugeln. Meine Kompagnie, meine arme Kompagnie! Und ich bin nicht gestorben! Warum bin ich nicht gestorben?"

Er ergriff mich am Arm.

„Ach, bitte, stützen Sie mich", sagte er zu mir, „stützen Sie mich, ich kann nicht mehr. Sehen Sie, es ist nicht mein Fehler, daß ich nicht gestorben bin. Ich habe gethan, was ich konnte . ."

Plötzlich entfernte er sich von mir. „Ein Preuße! Sie sind ein Preuße! Lassen Sie mich. Kommt, meine Kinder, kommt. Wir müssen versuchen zu sterben."

Er stürzte sich von Neuem in das Gehölz, gefolgt von seinen Leuten, welche sich wie eine kleine, fügsame und zitternde Heerde an ihn angeschlossen hatten. Wir hatten ein herzzerreißendes Schauspiel vor Augen. Das waren dieselben Leute, welche wir einige Stunden vorher gesehen hatten, voll guter Laune und Heiterkeit. Der nämliche Gedanke beschlich uns beide zu gleicher Zeit: wir wollten der französischen Auflösung nicht beiwohnen. Wir gehen in ein Gehölz und marschiren zehn Minuten stumm und verzweifelt auf's Gerathewohl hin weiter.

Wir gelangen an eine Art Kreuzweg. Inmitten dieses Kreuzweges erheben sich zwei große Kreuze aus Stein, von jener einfachen und naiven Art, welche so gut die Religion und den Glauben eines andern Jahrhunderts darstellen. Um diese Kreuze beteten knieend etwa zwanzig arme Frauen. Der Ort war reizend, mitten

im Walde, umgeben von großen Bäumen. Man hörte deutlich die Kanonenschüsse der preußischen Artillerie und auch, aber seltener, das trockene und eigenthümliche Geräusch unserer Mitrailleusen. Wir blieben, bewegt von dem rührenden Bilde, überrascht stehen. Aber es kam noch anders. Ein Soldat — es war ein Jäger zu Fuß, ein ganz junger, blonder Mann von dem Aussehen eines Kindes — kam aus dem Gehölz hervor. Er sah jene Gruppe von betenden Frauen und näherte sich. Aber er kniete nicht nieder, sondern ließ sich bei einem der beiden Kreuze niederfallen. Dann legte er sein Gewehr neben sich auf die Erde und fing, das Haupt mit der rechten Hand gestützt, laut an zu weinen..... Wir nähern uns ihm. Er hebt das Haupt in die Höhe und sieht, daß wir ihn betrachten.

„Ach," sagt er zu seiner Entschuldigung, „ich weine nicht um mich, sondern um meinen Bruder. Wir waren in derselben Kompagnie und sind zusammen in jenes Gehölz marschirt. Ich bin wiedergekommen, er ist dort geblieben."

Wir machen uns, geführt von einem Bauer, weiter auf den Weg. Wir kommen in Forbach an. Der General Frossard stand dort, umgeben von seinen Offizieren, vor dem Hause des Bürgermeisters. Ich nähere mich einem Hauptmann, welcher abseits, eine Cigarre rauchend, spazieren ging, und sage ihm, daß ich von Styring-Wendel käme, daß ich die Schlacht gesehen hätte, und daß an dieser Stelle die Dinge sehr schlimm für uns ständen.

„Wollen Sie mit meinem General reden?" sagte er zu mir.

„Sehr gern."

Er führte mich zu dem General. Aber dieser unterbrach mich nach den ersten Worten und sagte:

„Wir haben unsere Stellungen gehalten, nicht wahr?"

Ich antwortete ihm, wir seien gezwungen worden, sie aufzugeben.

„Ja," erwiederte er, „wir müssen die preußische Taktik, den Krieg im Gehölz zu führen, erlernen."

Das war alles. Niemand im ganzen Gefolge des Generals Frossard schien zu ahnen, daß die Schlacht schon vollkommen verloren war.

Wir fanden auf dem Bahnhof einen Zug, welcher in der

Richtung nach Metz abfuhr. Es war ungefähr fünf Uhr. Welche Rückkehr! Wir dachten nicht daran, die stolzen Verse von Alfred de Musset zu wiederholen.

An der ersten Station, ich glaube in Cocheren, ging ein Oberst auf dem Bahnsteig spazieren. Er kommt uns entgegen. Er hörte den Kanonendonner. Was ging vor? Wir erzählen ihm, was wir gesehen haben und wie schlimm die Dinge für uns standen, als wir Forbach verließen.

„Der General hat hier Truppen zur Hand," sagte er zu uns. „Aber er hat keine Befehle. Und ohne Befehle kann er nichts machen."

Gehörten diese Truppen zum Korps Bazaine? Ich weiß es nicht. Aber was ich weiß, ist, daß diese Truppen in einer Viertelstunde mit der Eisenbahn hätten nach Forbach gesandt werden können, und daß ihr Erscheinen dem Kampfe vielleicht eine andere Wendung gegeben hätte. Die Korpskommandanten hatten unglücklicher Weise aus ihren Armeekorps eben so viele kleine, unabhängige Republiken gemacht und schienen nicht geneigt, sich darum zu kümmern, dem Nachbarn Hülfe zu bringen. Es gab keinen Oberbefehl, keine einheitliche Leitung. In Bezug auf diesen Punkt waren alle einig.

Auf dem Bahnhofe von Saint-Avold war Alles in Unruhe und Verwirrung. Züge mit Lebensmitteln und Munition waren im Überfluß vorhanden. Sollte man sie nach Forbach weiterfahren lassen, nach Metz zurücksenden, oder in Saint-Avold lassen? Der Stationsvorsteher wußte nicht, welchen Entschluß er fassen sollte. Er hatte keinen Befehl. „Wir wollen unsere Chassepots versuchen" — das war die Losung des Vormittags; „wir haben keine Befehle" — diejenige des Nachmittags. Die erste Sorge der Preußen wäre gewesen, einen militärischen Stations-Vorsteher auf dem Bahnhofe von Saint-Avold anzustellen. Aber wir hatten keine Ahnung davon, was in Kriegszeiten die Organisation des Eisenbahndienstes sein konnte und sein mußte.

Wir verweilen, inmitten dieser großen Unordnung, eine Stunde auf dem Perron. Ein anderer Zug kommt von Forbach an. Er bringt weitere schlimme Nachrichten mit. Man bildet einen Zug

nach Metz. Wir fahren ab. Ein Reisender steigt in unser Coupee: groß, dünn, mit schwarzem Schnurrbart und zugeknöpftem Ueberrock. Er ist erregt und unwillig.

„Ich bin ein ehemaliger Zuaven=Hauptmann," sagte er zu uns. „Ich weiß, was Krieg bedeutet. Aber niemals habe ich etwas Aehnliches gesehen. Die unglückliche Armee ist verlassen. Die Soldaten halten sich vorzüglich. Ich bin zwei Stunden lang inmitten eines Jäger=Bataillons geblieben, welches sich helden=müthig geschlagen hat. Aber was vermochten Truppen ohne Führung? Es ist schrecklich!"

In Metz angekommen, trennen wir uns von unserm Reise=gefährten.

Metz war vollkommen ruhig. Der Tag neigte sich. Man zündete das Gas an. Die Cafés waren dicht besetzt. Niemand wußte, was in Forbach vorging. Sterbend vor Hunger und Er=müdung treten wir in ein Café. Ich glaube, es war das Café Turc. Es war voll von lärmenden und fröhlichen Menschen. Einer unserer Freunde, der Hauptmann L., kommt auf uns zu.

„Nun," sagt er, „wissen Sie die neueste Nachricht?"

„Welche Nachricht?"

„Großer Sieg von Mac Mahon! Vierzigtausend Gefangene! Außerdem viele erbeutete Kanonen und Fahnen. Und jetzt macht man sich das Vergnügen, das Gerücht einer bei Forbach ver=lorenen Schlacht zu verbreiten! Ich verlasse soeben den General Z. Es ist kein wahres Wort an der ganzen Sache!"

III.

Gravelotte und St. Privat.

Nach der Erzählung eines Husaren-Offiziers.

14. August 1870. — Um vier Uhr Nachmittags heftiger Angriff von Borny her. Wir standen in diesem Augenblick unter dem Fort Saint-Julien. Der General Ladmirault ruft die Truppen zurück, welche schon über das linke Moselufer gegangen waren. Dann vereinigt er sein ganzes Armeekorps. Wir steigen zu Pferde und reiten auf Borny zu, zwischen den Forts Bellecroix und les Plantières hindurch. Es ist acht Uhr Abends, als wir auf großen Umwegen und auf schrecklichen Straßen auf dem Schlachtfelde von Bouzonville ankommen. Der Kampf ist sehr lebhaft. Wir wohnen demselben bei, ohne daran Theil zu nehmen. Gegen neun Uhr Abends ist der Horizont blutroth; überall entstehen Brände. Die Preußen zünden die umliegenden Dörfer an. Es kommt der Befehl, in das Biwak zurückzukehren.

Wir reiten durch die Vorstadt Saint-Julien inmitten einer schrecklichen Verwirrung. Wie viel mit Todten und Verwundeten beladene Wagen! Wir kommen an einer alten Kirche vorüber, deren große Thüren ganz geöffnet sind. Fackeln und Pechpfannen erleuchten das Innere der Kirche. Sie ist voll von Verwundeten, welche auf Stroh liegen. Aerzte kommen und gehen. Man hört Stöhnen und Jammern. Frauen drängen sich in großer Anzahl in der Vorhalle zusammen. Sie klagen, weinen und können sich doch nicht von diesem Schauspiel trennen.

In den Straßen wogt eine ungeheuere Menschenmenge und wir rücken deshalb nur schwer und langsam vor. Die Einwohner der Stadt fragen uns: Bedeutet das Sieg oder Niederlage? Wir können die Fragen nicht beantworten. Auf den Höhenzügen der Mosel errichtete Zelte nehmen uns für die Nacht auf.

15. August. Frühzeitig erfolgt der Befehl zum Aufsitzen, um einen Wechsel des Biwaks vorzunehmen. Wir richten uns unterhalb Grimont ein, auf reizenden Wiesenflächen an den Ufern der Mosel. In unserer Nähe weidet das zur Verpflegung des Armeekorps bestimmte Schlachtvieh. Unsere Leute finden heraus, daß es sehr leicht ist, sich Milch zu verschaffen, und das ganze Regiment macht sich daran, die Kühe zu melken. Man delektirte sich an Kaffee mit Milch, Milchreis und Milchsuppe. Das Wetter ist entzückend. Kein Kanonenschuß wird gehört. In unserer Nachbarschaft lagert ein Regiment Infanterie, dessen Musik um drei Uhr zu spielen anfängt. Wir hören eine Phantasie über den Troubadour und einen Walzer von Strauß.

Um fünf Uhr Abends wird Alarm geblasen. Wir erwarten, die Zügel in der Hand, Befehle. Die Nacht bricht herein; keine Befehle. Man sattelt die Pferde ab und versucht etwas zu schlafen.

16. August. Um zwei Uhr Morgens neuer Alarm. Drei Stunden stehen wir mit den Zügeln in der Hand. Um sechs Uhr reiten wir über die Mosel auf Moulins zu. Die Wege sind derartig überfüllt, daß wir einen Seitenpfad einschlagen. Um halb neun Uhr halten wir an und frühstücken am Rande eines jener Gräben, welche sich längs der Landstraße hinziehen. Das Frühstück ist sehr einfach: Brod und Käse. Wir hören zur Linken deutlich Kanonenschüsse.

Unser Divisions-General Legrand kommt todt vor Hunger und Durst an. Er hält, steigt vom Pferde und tritt in unsere Mitte. Man giebt ihm ein Stück Brod und ein Glas Wein. Armer General. Ich sehe ihn noch in seiner afrikanischen Uniform, mit seinen weißen Haaren, seinem schwarzen Schnurrbart, seinem hohen Käppi und seinem großen Gurt von rother Wolle.

Um neun Uhr Morgens brechen wir wieder auf und reiten den alten römischen Weg entlang. Wir kommen durch ein kleines Gehölz. In einem Graben bemerken wir einen Mann auf dem Bauche liegend, in einer so natürlichen Lage, daß er zu schlafen scheint. Man nähert sich; es ist ein Ulan. Man schüttelt ihn, man wendet ihn um. Er hatte einen Schuß in den Kopf erhalten. Aus der Nase träufelte etwas Blut. Er war todt.

Die Kanonade ist sehr lebhaft und nahe. Wir beschleunigen unser Tempo. Wir reiten quer durch aufgelöste Regimenter. Unsere Plänkler durchsuchen rechts und links das Gehölz. Wir kommen um halb elf Uhr in Doncourt an. Dieses Mal ist es eine wirkliche Schlacht und wir werden daran Theil nehmen.

Es kommt der Befehl, die Pferde schnellstens vom Gepäck zu entlasten und rechts hinter der ersten Infanterie-Division sich aufzustellen. Beschleunigter Ritt nach den bezeichneten Punkten. Wir stoßen auf Plänkler vom dritten Korps. Sie sagen uns, daß in der Nähe von Rezonville eine große Schlacht im Gange ist, daß alles gut geht und daß ein Regiment weißer Kürassiere vollständig vernichtet worden ist.

Wir halten in der Ebene an. Vor uns, in einer Entfernung von fünf- bis sechshundert Meter, hält die erste Infanterie-Division in guter Ordnung die Stellung. Die Kanonade, welche sehr heftig gewesen ist, wird ruhiger und hört gegen drei Uhr fast gänzlich auf.

Prächtiges Wetter! Alle sind voller Vertrauen und Heiterkeit. Es verbreitet sich das Gerücht, daß die Schlacht gewonnen ist und daß die Preußen sich zurückziehen.

Jetzt kommt eine Division Kavallerie: Chasseurs d'Afrique, Lanzenreiter und Garde-Dragoner. Wir sind jetzt acht Regimenter Kavallerie auf dieser weiten Ebene. Die Offiziere erkennen und begrüßen sich: sie plaudern in der ungezwungensten Weise mit einander. Ein Offizier bringt eine große Bockshaut, welche ganz mit Kaffee angefüllt ist. Die Hitze war glühend: man eilt herbei, man drängt sich und stößt sich unter lautem Lachen herum, um zu trinken. Die Garde-Dragoner und die Chasseurs d'Afrique hatten den Kaiser bis nach Conflans begleitet. Dort waren sie von einer Escadron Guiden und zwei anderen Regimentern abgelöst worden, welche die Begleitung bis Stenay übernommen hatten. Man fragt die Offiziere: „Was sagte er? Wie sah er aus?" Von Zeit zu Zeit erdröhnt ein Kanonenschuß. Man achtete nicht sehr darauf. Um vier Uhr wird die Kanonade heftiger. Jetzt beginnt die Schlacht von Neuem. Große Staubwolken am Horizont. Was bedeuten diese Staubwolken?

Man stellt uns wieder in Schlachtordnung auf und wir reiten vorwärts. Wir bemerken deutlich Truppenbewegungen, welche unsern rechten Flügel zu durchbrechen suchen. Der Oberst schickt einen Unteroffizier und drei kühne, einsichtige und gut berittene Leute zur Recognoscirung auf Bruville zu. Sie reiten in vollem Trabe den Abhang der Schlucht entlang, welche vor uns lag, und verschwinden im Thale. Aber nach Verlauf von einigen Minuten sehen wir sie auf der andern Seite der Schlucht. Sie klettern, immer im Galopp, den Abhang hinauf bis zu der Höhe, wo das Dorf lag. Als sie sich dem Dorfe nähern, fallen einige Schüsse, welche von ihnen erwidert werden. Das Dorf war besetzt. Die vier Leute wenden, kehren in derselben Gangart, in der sie ausgezogen waren, zurück und erstatten dem Oberst Bericht.

Wir fangen an unter dem Feuer der feindlichen Artillerie zu leiden. Eine preußische Batterie hat sich soeben links vom Dorfe aufgestellt. Sie ist in Tragweite und vermag uns in ihrer guten Position viel zu schaden. Jetzt fängt sie an zu schießen und überschüttet uns in einem Augenblick mit ihren Wurfgeschossen. Zwei Leute und vier Pferde werden von Granatsplittern getroffen.

Ein Stabs-Offizier überbringt folgenden Befehl des kommandirenden Generals: „Die ganze Kavallerie sammeln und sie einen Massen-Angriff machen lassen, um den rechten Flügel der bedrohten Linie frei zu machen."

Am Horizont war noch immer die große Staubwolke. Wir tauschen einige Worte mit dem Stabs-Offizier aus und fragen ihn, was er von dieser Staubwolke hält. „Wir haben zuerst geglaubt", sagte er, „es sei eine französische Staubwolke, eine große Recognoscirungstruppe der Kavallerie des Marschalls Leboeuf. Aber wir täuschten uns. Es ist eine preußische Staubwolke. Es sind Reservetruppen, welche in die Schlachtlinie einrücken. Die Schlacht ist noch nicht zu Ende".

Indeßen rücken wir vor. Die leichte Brigade macht zugweise eine halbe Wendung und bricht im Galopp zu Vieren ab. Wir reiten in unsinniger Eile die Schlucht hinab. Ich höre wie die Leute fröhlich sagen: „Wir werden angreifen, das wird heiß hergehen!" Wir reiten geradeaus über Hecken, Gräben und Bauern-

höfe. Die Geschosse der Preußen begleiten uns. Uebrigens ist es in allen Wohnungen still; sie sind verlassen und verödet. Nur auf einem Bauernhof stieß ein unglückliches Kind von etwa zwölf Jahren, welches in einem Karren aufrecht stand, schrille Töne aus. Es sprang und tanzte, als es uns vorüberziehen sah. Irgend ein armes blödsinniges Wesen, welches man dort zurückgelassen hatte.

Wir reiten die Schlucht wieder hinauf, kreuzen die Straße von Verdun und langen keuchend, Menschen und Thiere in Schweiß gebadet, bei einem Gehölz an. Hier treffen uns keine preußischen Geschosse mehr. Vor uns sehen wir ein Regiment Chasseurs d'Afrique sich wieder sammeln. Es hatte soeben den Höhenzug befreit und die preußischen Batterien, welche uns beschossen, zu einem eiligen Rückzug gezwungen.

Aber als die Chasseurs d'Afrique beim Sammeln das Terrain frei machen, bemerken wir vor uns, quer durch den Staub, eine ungeheuere Menge feindlicher Reiterei. Zwei Regimenter hatten sich in Schlachtordnung aufgestellt und hinter ihrem linken Flügel standen noch verschiedene andere Regimenter.

Man hält einen Augenblick an. Der General und unser Oberst scheinen sich zu berathen. „Lassen Sie uns vor dem Angriff feuern, Herr General“, sagt der Oberst. „Nein“, antwortet der General Montaigu, „der Befehl ist bestimmt“. Dann ergreift er den Degen und ruft: „Vorwärts, meine Herren, mit blanker Waffe!“ Der Oberst wendet sich zu seinem Regiment, und, aufrecht im Steigbügel, mit erhobenem Säbel, befiehlt er mit lauter Stimme: „Escadrons, fertig zum Angriff, im Galopp, Säbel in der Hand, vorwärts — marsch!“ Die Trompeter blasen zum Angriff, und alle Offiziere wiederholen den Befehl. Die Haltung der Leute ist vorzüglich. Wir brauchen sie nicht zu ermuntern. In allen Herzen herrscht hohe und aufopfernde Bewegung.

Wir reiten ab. Unsere vorzüglichen und muthigen kleinen Pferde springen von Furche zu Furche. Pferd und Reiter beleben und berauschen sich durch den Krieg. Rasch verringert sich die Entfernung, und quer durch die Staubwolken, welche uns einhü'en, bemerken wir, ruhig und Ehrfurcht gebietend, die feindliche Linie. Es ist eine große Masse, welche uns unbeweglich erscheint

und welche doch, aber im Schritt, gerade als ob sie sich ihrer Kraft voll bewußt wäre, unserm Ansturm entgegen kommt. Wir sammeln uns wieder. Wir nähern uns! Wir nähern uns! Ein lauter Ruf läßt sich hören: „Zum Angriff, zum Angriff!“ Wer stößt diesen Ruf aus? Jedermann. Er dringt zu gleicher Zeit aus allen Kehlen. Begeisterte Hurrah-Rufe begleiten ihn. Zu gleicher Zeit hört man das kleine trockene Geräusch von tausend abgeschossenen Revolvern. Es scheint uns, daß die Kanonen und Gewehre schweigen.

Ich selbst, auf den Hals meines Pferdes niedergebeugt und bis zum Hacken in den Steigbügeln, sprenge mit kurzen Zügeln, den Säbel und einen Theil der Pferdemähne in der Linken, den Revolver in der Rechten, gegen diese lebende Mauer vor. Sie weicht vor mir aus einander und ich dringe hinein, gefolgt von fünf bis sechs wackern Reitern meines Zuges, welche ausrufen: „Da sind sie! Jetzt haben wir sie!“ Mein Pferd bäumt sich. Es hat einen heftigen Stich in die Schulter bekommen. Fast abgeworfen, werde ich durch eine Masse, welche mir auf den linken Arm fällt, wieder in den Sattel gehoben. Es ist ein Husar, mein nächster Nachbar, welcher soeben getroffen wurde und umfällt.

Dann sehe ich, mir gerade gegenüber, über der Mähne eines Fuchses, zwei große, blaue Augen, sanft und ohne Zorn, einen langen blonden Bart unter einem schwarzen Helm mit goldenem Adler. Diese beiden Augen sahen mich an. Ich feuere einen Revolverschuß ab. Das blonde Haupt verschwindet, der Körper sinkt nieder und fällt auf den Boden.

Jetzt erscheint ein braunes, hartes und blutiges Gesicht vor meinen Augen. Mein Revolver versagt. Mit dem Säbel, welchen ich wieder in die rechte Hand genommen habe, parire ich einen heftigen Hieb. Der Anprall ist so heftig gewesen, daß mein Arm ganz schlaff herniedersinkt. Ich wende mich um und halte Umschau. Niemand um mich. Ich rufe: „Zur Hülfe!“ Ich fühle im Nacken einen stechenden Schmerz. Als ich mit der Hand nach dem Kopfe fahre, ziehe ich den Handschuh ganz blutig zurück. Ich hatte von oben einen heftigen Hieb auf den Nacken erhalten, aber nicht Zeit gefunden, es zu bemerken.

In diesem Augenblicke reitet in meiner unmittelbaren Nähe der Oberst vorüber. Seinem unglücklichen Pferde war die Brust fast in zwei Hälften zerschnitten und es ließ eine rothe Blutspur hinter sich. Auch der Oberst machte vergebliche Anstrengungen, die Mannschaften wieder zu vereinigen. Die Dragoner und die Garde-Lanzenreiter, welche zu unserem Beistand herbeigeeilt waren, vermehren nur noch die Unordnung. Sechs Regimenter französischer und eben so viele deutscher Kavallerie sind, bunt durch einander gewürfelt, auf einem engen Platze zusammengedrängt. Man hört Rufe, Befehle und Stöhnen in zwei Sprachen. Todte und Verwundete, Menschen und Pferde, bedecken schon den Boden. Man galoppirt, sucht, verfolgt, schlägt und tödtet sich auf Leichnamen.

Inmitten dieser Verwirrung bemerke ich den General, welcher uns eben so kühn zum Angriff geführt hatte. Er war abgestiegen und schwang, bereits blutend am Kopfe, seinen Säbel. Feindliche Reiter verfolgen ihn. Ein preußischer Husarenoffizier, mit grünem Dolman, gelben und schwarzen Tressen, reitet wie rasend auf den General zu. Er muß ihn erreichen. Aber nein: das Pferd wird fortgerissen und schießt über das Ziel hinaus. Der preußische Offizier, ein ganz junger Mann, macht vergebliche Anstrengungen, es aufzuhalten. Das Pferd setzt seinen Lauf fort und führt ihn mitten in eine kleine Gruppe Garde-Lanzenreiter. Unterwegs erhält er noch fünf bis sechs Stiche, einen mitten durch die Kehle. Er fällt rückwärts auf das Kreuz seines Pferdes und gleitet dann hinab. Aber ein Fuß wird im Steigbügel verwickelt. In dieser Lage wird der Offizier etwa fünfzig Meter weit geschleift. Endlich macht er sich vom Pferde los und bleibt unbeweglich mit dem Rücken auf der Erde liegen. Alsbald bleibt das Thier stehen. Einer unserer Leute nähert sich, faßt es beim Zügel und führt es fort.

Indessen wird von allen Seiten zum Sammeln geblasen. Die Trümmer unserer Husaren, bunt untermischt mit Reitern aller Waffengattungen, reiten wieder durch die Schlucht zurück. Nicht ohne große Mühe sammelt man sich auf dem gegenüberliegenden Plateau. Man zählt sich und ruft die Namen auf. Der General

Legrand ist getödtet, der General Montaigu verschwunden. „Und der, und der? Wer hat ihn gesehen?“ — „Ich“, antwortet ein Kamerad, „er ist vier Schritt von mir gefallen, gleich im Anfang von einer Kugel mitten in die Brust getroffen“. — „Und der?“ „Ich habe ihn gesehen. Er war von seinem Pferde fortgerissen worden. Wenn er nicht getödtet wurde, so ist er gefangen, denn sein Pferd sprengte gerade auf die hannoverschen Dragoner zu.“

In diesem Augenblick kommt erschöpft, keuchend, mit verstörten Augen, ganz mit Blut bedeckt, ein Adjutant an. Seine Kleider sind zerfetzt und sein Säbel, welcher wie ein Korkenzieher aussieht, spricht beredt von den Kämpfen, welche er, Mann gegen Mann, hat ausfechten müssen. Er bringt einen unserer Kameraden zurück, welcher buchstäblich zerfetzt ist: die Nase und die Finger sind abgehauen u. s. w.

In der Ferne bemerken wir die preußische Kavallerie, welche sich wieder formirt. Auch sie ist in Unordnung und weit entfernt von dem Plateau, dessen Eroberung sie uns streitig gemacht, und dessen endgültiger Besitz nach dem blutigen Kampfe keinem verblieben war.

Wir sammeln unsere Todten und Verwundeten auf dem Plateau von Doncourt. Der erste Verwundete, welchen ich antreffe, ist ein Rittmeister von den Dragonern. Das Haupt ist ihm gespalten und das Gehirn tritt aus dem Schädel heraus. Er röchelt in einem Dornengebüsch. Seine Hände sind schrecklich zerrissen.

„Sind wir Sieger?“ sagte er zu mir und hob die schweren Augenlider empor.

Ich konnte weder „Ja“, noch „Nein“ antworten. Denn die Frage, welche er an mich richtete, hatten wir schon Alle an uns selbst gerichtet. „Wie sind wir daran? Was haben wir heute vollbracht?“ Das waren die Worte, welche auf Aller Lippen schwebten.

Ich lasse einen Mann vom Pferde steigen. Er entfernt seinen Sattel und nimmt seine Decke, auf welche wir den Verwundeten legen. Dann machen wir uns auf den Weg. Er litt und seufzte schrecklich. Mittlerweile vermochte er mir einige Worte zu sagen:

„Ich bin verheirathet und habe zwei Kinder. In meiner Tasche befindet sich eine Brieftasche. Darin ist ein Brief an meine Frau mit Adresse. Ich vertraue Ihnen diesen Brief an.“

Glücklicherweise trafen wir einen Tragkorb an. Man breitete den Verwundeten auf einem der Sessel aus. An der andern Seite befand sich als Gegengewicht ein Todter, ein ganz junger Mann, ein Unteroffizier von den Garde=Lanzenreitern.

Wir blieben dort ein gute Stunde, untersuchten die Furchen und lasen die Todten und Verwundeten auf. Dann ersteigen wir wieder das Plateau. Wir finden dort unser Regiment, welches eine Rückwärtsbewegung macht. Schlechtes Zeichen. Man war unruhig und traurig.

Es ist neun Uhr Abends. Dunkle Nacht. In der Ferne bemerken wir mehrere Brände. Wohin gingen wir? Nach Doncourt, sagte man, um unsere Sachen wieder zu holen, welche wir beim plötzlichen Fortreiten am Rande des Weges zurückgelassen hatten. Ruhig und verlassen lag das Schlachtfeld da. Die Furchen waren mit todten Preußen angefüllt, die der Feind, welcher sich zurückzuziehen und auf den Kampf zu verzichten schien, nicht aufhob. Mußten wir uns denn zurückziehen? Der Feind hatte keinen Zoll Boden gewonnen und rückte nicht vor. Man fragte sich: „Warum nicht auf Mars=la=Tour zureiten? Man würde wenigstens sehen, was dort vorging.“ Die erschöpften, athem= und kraftlosen Pferde trugen uns nur mit großer Mühe vorwärts. Sie stolperten beim geringsten Hinderniß. Seit achtzehn Stunden hatten sie weder gefressen noch getrunken. Schweigsam rückte die Kolonne in langem Zuge vorwärts. Der Vortrab war wie unschlüssig und ungewiß über die Richtung unseres Vereinigungspunktes. Unsere Husaren führten viele deutsche Pferde mit sich, welche sie in der Ebene aufgegriffen hatten, und die durch ihre Erschöpfung die großen Anstrengungen bezeugten, welche die feindliche Reiterei gemacht hatte. Diese Pferde waren mit Beutestücken beladen: Helme, Sattel, Tornister, Feldflaschen u. s. w. Alle diese Dinge hingen, durch Riemen befestigt, herab, stießen gegen einander und verursachten ein fortwährendes Geklirr. Eins dieser Pferde, welches unter der Anstrengung und unter der Last

erlag, macht einen Seitensprung, zieht an der Leine und bäumt sich. Eine schlecht befestigte Feldflasche aus Blech löst sich los und fällt zwischen die Beine des Pferdes, welches erschreckt davon läuft und in der Kolonne die größte Verwirrung anrichtet. Die Leute, welche zum größten Theil auf ihren Thieren eingeschlafen waren, wachen auf, und schicken sich an, das Pferd zu verfolgen. In Todesängsten setzt sich dieses in Galopp, läuft kreuz und quer, kommt in meine Nähe und versetzt mir einen Schlag mit dem Huf. Mein Steigbügel zerbricht, als ob er von Glas wäre. Mein Schenkel ist mir wie zerschlagen. Ich gerathe in Verzweiflung und in Zorn. Diese Verwundung erschien mir abgeschmackt. Ich hätte, zwei Stunden vorher, einen guten preußischen Säbelhieb vorgezogen. Nun, ich bin mit einer Schramme davongekommen.

Wir bemerken Lichter in der Nacht. Es war Doncourt. Wir reiten durch das Dorf. Es ist mit den verschiedensten Truppentheilen vom vierten Korps angefüllt. Ueberall Verwundete: in den Häusern, unter den Schuppen, auf den Höfen, im Grase. Aber nichts ist organisirt. Laternen kommen und gehen in der Dunkelheit. Auf einem Ackerfelde neben dem Dorfe machen wir Halt. Dort befühlt und untersucht sich Jeder. Man entdeckt hier und dort leichte Schrammen und Quetschungen. Die meisten kleinen Verwundungen sind am Kopfe. Nach Verlauf einer Stunde ging denn auch die Hälfte der Mannschaften mit Binden, Taschentüchern und Kompressen um den Kopf einher. Darüber trug man zerrissene Käppis, zerschlagene Schakos, baumwollene Mützen, indische Tücher mit Knoten an den vier Ecken — kurz, die seltsamsten und keineswegs immer militärischen Kopfbedeckungen. Einige ernsthaftere und tiefere Wunden haben sich entzündet und machen einen Verband nöthig. Die Aerzte können kaum ihrer Aufgabe genügen.

Endlich gelingt es, Hand auf unser großes Gepäck zu legen. Unsere Regimentswagen kommen an. Wir können zu Abend essen. Die Lebensmittel werden vertheilt. Drei meiner Kameraden von der Escadron sind verwundet; der vierte ist bei der Vertheilung. Ich esse, auf der Erde sitzend und gegen den Gepäckwagen gelehnt,

allein zu Abend. Mein Hunger ist nicht bedeutend, obgleich ich seit dem Morgen nichts genossen habe. Unser Koch hat sich indessen ausgezeichnet: er hat — ich weiß nicht wo — ein Kaninchen erwischt und davon Frikassee bereitet, welches sehr gut aussieht. Ich richte mir, so gut es geht, eine Art Tisch her und fange an, einen Brief zu schreiben. Er ist aber in die Hände der Preußen gefallen und nach Berlin statt nach Paris gegangen. Ich erinnere mich, daß meinem ersten Satze „Ich befinde mich wohl" eine lange und schmerzliche Liste folgte. Sie enthielt die Namen von dreiundzwanzig verwundeten, getödteten oder verschwundenen Offizieren unseres Regiments.

17. August. Die Nacht war kurz. Um fünf Uhr Morgens erhielten wir Befehl, uns auf das Plateau von Amanvillers zu begeben. Damit wir uns mit mehr Ergebung in diese Rückwärtsbewegung schicken sollten, sagte man uns, daß keine Munition mehr vorhanden sei. Um elf Uhr Morgens kommen wir auf dem Plateau von Amanvillers an. Dort wird den Truppen eine Ruhezeit von vierundzwanzig Stunden bewilligt. Die Regimentswagen werden nach Metz zurückgesandt, um neue Lebensmittel und Munition zu holen. Man nimmt ein Verzeichniß der Habseligkeiten der getödteten Offiziere auf. Um ein Uhr liegen die Gegenstände, welche durch Ausruf verkauft werden sollen, auf dem Rasen ausgebreitet. Ein Offizier spielt den Auctionator. Der Verkauf beginnt.

Eine Unterjacke! Sechs Paar Strümpfe! Zwei leinene Unterhosen! Die Gedichte von Alfred de Musset! Ein Dutzend Handschuhe! Ein kleines silbernes Feuerzeug! Ein Paar Pantoffeln! Eine Karte von Deutschland!

Eine Karte? Seltener Gegenstand. Sie kam auf den sehr hohen Preis von 51 Franken. Wir litten damals noch an Einbildungen. Es war eine Karte von Norddeutschland, speciell für Brandenburg und Pommern.

Ein Taschentintenfaß! Eine sehr gut gefüllte Cigarrentasche! Ein halbes Pfund Chokolade (von Marquis, meine Herren, fügt der Auctionator hinzu)! Ein Fernrohr! Ein Paar Revolver!

Alle Offiziere stehen im Kreise um den Auctionator und kaufen. Nichts Traurigeres als dieser Verkauf. Und doch hört

man von Zeit zu Zeit einen Scherz, welcher zum Lachen reizt. Man ist so sehr bereit, selbst zu sterben, daß man sich schnell an den Tod der Andern gewöhnt.

Um drei Uhr findet eine neue Versteigerung statt. Es sind die gefangenen preußischen Pferde, welche der Schwadron gehören; wir haben deren ein Dutzend. Der geringste Preis ist auf 50 Fr. angesetzt. Dieses Mal sind die Späße, welche einem Raketenfeuer gleichen, ganz angebracht.

Cagliostro, aus dem Stall des Marquis von Hertford, elf Jahre, 55 Fr. 75 C.!

Amussette, Vollblutstute von Monarch und Holland, welche Frau H. in Paris gehörte, sieben Jahr, 117 Fr.!

Bismarck, invalide, aus dem Gestüt von Varzin, 62 Fr.!

Man führt ein Ulanenpferd vor, welches sofort auf 140 Fr. steigt. Ich sage zu meinem Kameraden M.: „Kaufe doch dieses Pferd; es ist zwar, wie alle deutschen Pferde vorn etwas schmal gebaut, aber es hat einen schönen Wuchs und eine gute Schulterbewegung". M. fügt noch fünf Franken hinzu und erhält das Thier. Vor Sainte-Marie-aux-Chênes wurde er auf diesem preußischen Pferde am folgenden Tage getödtet.

Von dem, was um uns vorgeht, wissen wir nichts. Wir beschäftigen uns damit, das Regiment wieder in Ordnung zu bringen. Man bessert die durch die preußischen Klingen beschädigten Uniformen und Sättel wieder aus.

Sehr früh am Abend legen wir uns unter den Zelten zur Ruhe. Um ein Uhr Morgens ertönt der Ruf „Zu den Waffen!" Es war kein falscher Lärm. Die Posten hatten leider zu gut gesehen. Das umliegende Gehölz füllte sich mit Preußen. Kein Befehl wird gegeben. Man rührt sich nicht. Die Nacht ist warm und sternenklar. Wunderschöner Mondschein. Man kehrt, fertig angezogen, um zwei Uhr Morgens in die Zelte zurück.

Um neun Uhr Morgens kommt der Befehl, die Pferde gesattelt und mit Gepäck bereit zu halten. Die Zelte sollen indeß stehen bleiben. Man frühstückt in der Eile. Ich war mit dem Essen fertig und rauchte, am Rande eines Grabens sitzend, eine Cigarre, als ich, quer durch den leichten Tabacksrauch, vom Ge-

hölz von Lacusse her, welches uns gegenüberlag, eine kleine weiße Wolke aufsteigen sehe. Zu gleicher Zeit ertönt ein Knall und eine Granate platzt, vier Schritt von mir. Eines ihrer Stücke trifft den Regiments=Sattler mitten in die Brust und verwundet ihn schwer. Große Aufregung unter seinen drei bis vier Gehilfen, welche, um den Korporal gelagert, an der Ausbesserung der durch den vorhergehenden Abend beschädigten Sättel arbeiten.

Dieser ersten Granate folgt eine zweite und dritte, und schließlich ein wahrer Hagel von Geschossen. Der Kirchthurm von Amanvillers geräth in Brand. Man hat nur eben Zeit, die Pferde loszumachen, sich in den Sattel zu schwingen und zur Schlacht Aufstellung zu nehmen. Eine Anzahl Leute ist abgestiegen; sie versuchen, trotzdem sie mit Geschossen überschüttet werden, die Zelte und das Gepäck fortzuschaffen. Einige Pferde, welche angebunden geblieben waren, zerreißen ihre Fesseln und galoppiren blindlings in das freie Feld hinaus. Unser Lager wird, so zu sagen unter unsern Augen, angezündet und verbrannt. Die Zelte, die Marketenderei, das Gepäck, alles wird umgestürzt, zerstört und zerstreut. Unser Untergang ist vollkommen. Es verbleibt uns nur, was wir auf dem Körper haben. Die Stellung wird unhaltbar. Man steht da wie eine feste Scheibe, welche dem feindlichen Feuer ausgesetzt ist. Wir fangen an nach rechts und links zu manövriren, um so den feindlichen Geschossen weniger Ziel zu geben. Dies setzten wir zwei Stunden lang fort.

Die Infanterie stellt sich rasch im Vordertreffen auf. Die Leute kriechen und schleichen in den Furchen vorwärts. Die Jäger bilden Tirailleur=Ketten im Thale. Sie fügen den preußischen Schützen, welche am Waldessaum von Lacusse aufgestellt sind, großen Schaden zu, aber sie vertreiben sie nicht aus ihren Stellungen. Die Preußen haben sich in der Nacht regelrecht in dem Gehölz festgesetzt; sie kämpfen hinter Laufgräben und Verschanzungen.

Am äußersten linken Flügel ist das Treffen furchtbar. Dort, wo sich das dritte Korps (Leboeuf) befindet, tobt der Hauptkampf. Unsere Schwadron wird in der Richtung von Gros=Chêne zum dritten Korps gesandt. Wir nähern uns auf fünf= bis sechshundert Meter. Von dort sehen wir mit dem Fernrohr, in der Nähe von

Gros-Chêne, den Marschall Leboeuf unbeweglich im heftigsten Feuer. Hinter dem Marschall halten einige Offiziere und ein Unteroffizier mit der Feldfahne. Man sieht die Tricolore flattern. Die begleitende Schwadron ist ziemlich weit zurückgelassen.

Wir reiten zurück und gerathen unter das Feuer der Batterien des Gehölzes von Lacusse. Der General Ladmirault trifft bei uns ein. Die Mannschaften sind voll guter Laune. „Der General! Der General! Man wird weiter vorrücken.“ Ach, nein! Wir halten aus, wir überlassen dem Feinde keinen Zoll des Terrains. Aber wir rücken nicht vor.

Die Feldfahne des Generals Ladmirault wird von einem Unteroffizier des siebenten Husaren-Regiments getragen. Vorgestern Abend, bei Gravelotte, war dem Fahnenträger des Generals, einem Sohn des Generals Henry, der Kopf durch eine Kanonenkugel fortgerissen worden. Der Adjutant des Generals, der Hauptmann de la Tour du Pin, hatte sich der Fahne bemächtigt, während der arme Jüngling fiel. „Gestatten Sie mir, Herr General, den Platz des Fähnrichs einzunehmen“, hatte er gesagt. Und de la Tour du Pin hatte bis zum Schluß der Schlacht die Fahne getragen.

Der General Ladmirault war sehr leicht zu erkennen an seinem hohen Wuchs, seinem großen, weißen Nackenkragen, der bis über die Schultern wehte, seinem zahlreichen Stabe und seiner Tricolore. Der Feind bemerkt dies und überschüttet ihn mit einem Hagel von Geschossen. Das Pferd eines unserer Kameraden wird buchstäblich zermalmt; einem andern Pferd wird der Kopf weggenommen. Es macht noch einige Schritte ohne Kopf; dann sinkt es wie eine schwere Masse mit seinem Reiter zusammen. Dieser erhebt sich, ohne eine Verletzung davon getragen zu haben.

Der Intendant erscheint. Sein durch das heftige Kanonenfeuer erschrecktes Thier weigert sich, weiter vorzugehen. Er hat seine Pferde und seine Ordonnanzen verloren und bittet deshalb um einen Führer. Zwei Husaren werden ihm zur Verfügung gestellt. Sie treten aus den Reihen heraus und führen den Intendanten fort. Diese kleine Episode hat uns ziemlich erheitert.

Unsere Munition ist erschöpft. Die Batterien werden somit zum Schweigen gezwungen. Ein Adjutant vom Marschall Can-

robert langt an. Er bittet den General Ladmirault um Munition. Das sechste Korps befindet sich in derselben Lage. Keine Kartuschen, keine Patronen. Kurz, nichts mehr . . . Endlich sehen wir von Metz einen Zug mit Munition ankommen. Er ist für uns bestimmt. Aber der General Ladmirault überläßt dem Marschall Canrobert großmüthig ein Dritttheil der Wagen.

Der Marschall Canrobert schickt von Neuem einen Stabsoffizier. Der Marschall fühlt sich schon zurückgedrängt; er muß sich auf dem rechten Flügel zu sehr ausdehnen und verlangt deshalb, daß wir mit Kavallerie eine Lücke ausfüllen, welche zwischen dem vierten und dritten Korps entstanden ist. Die Dragoner-Brigade, welche am Abend von Gravelotte weniger gelitten hatte, reitet alsbald im Galopp den preußischen Granaten entgegen. Sie nimmt Stellung und wird mit Geschossen überschüttet. Aber ruhig, fest und unbeweglich bewahrt sie unter diesem schrecklichen Feuer die schönste Haltung.

St. Privat fängt an zu brennen. Zahlreiche französische und deutsche Verwundete sind inmitten der Flammen umgekommen. Wir sehen mehr und mehr, daß unsere Stellung kritisch wird. Am linken Flügel herrscht Schweigen. Im Centrum wird der Kampf noch fortgesetzt, und wir halten uns noch gut. An dem äußersten rechten Flügel verdoppelt sich das Feuer. Die preußischen Batterien fassen uns von allen Seiten und fügen uns viel Unheil zu. Wir merken, daß wir eingeschlossen werden.

Und die Garde? Was macht sie? Warum sieht man die Garde nicht? Es ist halb acht Uhr. Der Tag beginnt sich zu neigen. Unsere Batterien sind stumm. Wir werden in eine Art Vertiefung hineingedrängt, wo in buntem Durcheinander Kranken- und Gepäckwagen stehen.

In dieser halben Dunkelheit öffnen sich unsere Reihen einer kleinen Gruppe von Soldaten, welche unter uns eine Zuflucht suchen. Ein Offizier, ein Korporal, einige Soldaten. Was tragen sie bei sich? Was suchen sie denn zu retten und zu verbergen? Es ist ein Fetzen Zeug an einer zerbrochenen Stange — die Fahne vom dreiundneunzigsten Infanterie-Regiment.

Plötzlich ertönen die Trompeten der Garde-Artillerie und die

Hörner der Infanterie. „Die Garde! Die Garde!“ Man faßt wieder Vertrauen und will noch hoffen. Wir hatten so große Mühe, an eine Niederlage zu glauben.

Die Spitze der Artillerie-Kolonne rückt aus dem engen Waldwege von Saulny vor. Der General Ladmirault stellt selbst zwei Batterien in einer vorzüglichen Lage auf. Die Tambours der Garde kommen im Laufschritt heran und schlagen zum Sturm. Die Hörner antworten ihnen. Die Zuaven rücken in Schützenketten vor. Der General Bourbaki erscheint selbst. Er betrachtet das Schlachtfeld und sieht, wie die Sachen stehen. „Wie,“ ruft er, „man holt mich und bläst zugleich zum Rückzug!“

Einen ganz kurzen Augenblick hält der Feind an. Dann beginnt von neuem ein wüthender Angriff, und die preußischen Batterien zeigen uns bald, daß sie nicht wie unsere Batterien zu wenig Munition hatten. Unser rechter Flügel zieht sich in Ueberstürzung zurück. Das sechste Korps ist aufgelöst. Die Nacht bricht herein und ungeheure Brände erheben sich von allen Seiten am Horizont.

Wir ziehen uns durch das Gehölz von Saulny auf Metz zurück. Sümpfe zwingen uns, kleine Fußwege zu benutzen und der eine hinter dem andern zu marschiren. Die preußischen Geschosse schlagen in das Laubwerk und in die Zweige. Und was werden wir beim Verlassen des Gehölzes finden? Vielleicht die Preußen. Wir reiten durch eine steile Schlucht. Pferde stürzen und richten sich mit knapper Noth wieder auf. Auf der andern Seite der Schlucht wird die Ordnung wieder hergestellt. Eine Hoffnung hielt uns noch aufrecht: „Wir wollen,“ sagte man, „eine Schwenkung machen, um dem Feind in den Rücken zu fallen.“

Man beschleunigte die Gangart der Pferde, die Scheide des Säbels in der Hand, um das Klirren derselben zu verhindern. Wir reiten durch ein kleines Dorf, welches einen trostlosen Anblick gewährt. Geschlossen und schweigend liegen die Häuser da. Kein Einwohner ist zu sehen; doch da öffnen sich einige Thüren und wir bemerken Verwundete, welche auf Stroh liegen. Ich bleibe vor einer jener Thüren stehen und wende mich an einen alten Bauer. „Wo sind wir?“ sage ich zu ihm.

„Sie sind in Saulny, mein armer Herr,“ antwortet er mir.

Niemals werde ich den Ton vergessen, in welchem dieser Mann zu mir sagte „mein armer Herr". Er zeigte mir dann einen Verwundeten, welcher wie leblos auf einem schlechten Lager lag.

„Es ist ein Dragoner," sagte er zu mir. „Jedermann hat Verwundete aufgenommen und ich habe einen Dragoner gewählt, weil ich ehemals bei den Dragonern gedient habe."

Die Wege sind gedrängt voll. Wir reiten quer durch die Felder über bebautes Land. Signale für die Infanterie ertönen von allen Seiten zum Sammeln. Es liegt etwas Trauriges, Klagendes und Verzweifelndes in diesen Signalen, denn es ist nicht wie am Abend von Solferino der freudige Sammelruf des Sieges.

Um ein Uhr Morgens langen wir auf dem Glacis von Metz an. Heller Mondschein bricht hervor. Zahllose Wagen fahren vorüber. Nahe bei dem Thore von Thionville plauderten der Marschall Canrobert und der General Ladmirault. Sie waren zu Pferde und hatten sich in ihre Mäntel eingehüllt. Die Stabsoffiziere hielten in einiger Entfernung. An den beiden Befehlshabern wurden fortwährend Tragkörbe mit Verwundeten vorbeigebracht.

Auf dem Glacis steigen wir ab. Dort gruppirten sich die Regimenter. Die Offiziere zählten die Mannschaften. Die Trompeten bliesen noch fortwährend zum Sammeln.

Am folgenden Morgen beleuchtet die Sonne diese große, auf dem Glacis versammelte Armee. Verzweiflung herrscht in Aller Herzen. Wir hatten wohl weniger materiell gelitten als bei Gravelotte, aber moralisch hatten wir mehr erdulden müssen. Bei St. Privat hatten wir von vier Uhr an das Gefühl der Niederlage und des Mißgeschicks gehabt. Am Abend von Gravelotte sagte man sich: „Warum zurückweichen? Wäre es nicht besser vorzurücken?" Und am Abend von St. Privat sagte man sich: „Man muß zurückweichen! Man kann nicht anders als zurückweichen!" Doch hatte sich unser Heer vorzüglich geschlagen. Es war nur dem vernichtenden Feuer der preußischen Artillerie gewichen. Wir hatten dem Feinde keine Kanone, keine Fahne gelassen. Aber wir fühlten schon, wie wir von allen Seiten in diesem ungeheueren Lager, welches unser Gefängniß werden sollte, eng umschlossen wurden. Der eiserne Ring war geschmiedet. Das

preußische Manöver war gelungen. Doch nicht ganz. Denn der alte Steinmetz hätte uns um jeden Preis vorwärts drängen und von unserer Rückzugslinie nach Metz abschneiden müssen, sodaß wir zwischen zwei Feuer gekommen wären.

Und die Garde! Warum hatte sie sich erst auf dem Schlachtfeld gezeigt, als der Kampf schon verloren war? Und wo war der Marschall Bazaine während des Kampfes? Was machte er? Niemand hatte ihn gesehen.

Wir bleiben, ängstlich und bewegt, bis zum Mittag auf dem Glacis. Lange Reihen von Wagen drängten sich an den Thoren von Metz. Es waren Landleute, welche erschreckt vor dem feindlichen Einfall zurückwichen. Die Wagen waren mit Möbeln, Matratzen, Frauen und Kindern beladen. Große Trupps von Thieren folgten und versperrten die Wege.

Endlich kommen Befehle. Für jedes Korps wird ein genaues Lager angegeben. Man weist uns ein ungeheueres und prächtiges Kohlfeld an, welches wir sogleich in Besitz nehmen. In einem Augenblick haben unsere Pferde das Feld abgefressen. Neue Befehle werden uns übermittelt, denn man hatte sich geirrt. Unser Lager ist anderswo, etwas weiter. Wir ziehen in prächtige Gemüsegärten, welche mit Blumenhecken eingefaßt und kunstvoll bewässert sind. In wenigen Minuten werden die Rosenhecken ausgerissen, und das Terrain ist geebnet. Die Stricke werden gezogen, die Zelte errichtet, die Pferde angebunden. Hier und dort erheben sich, dreiviertel unter dem Gaisblatt und der jungfräulichen Rebe versteckt, niedliche kleine Häuser, Wohnungen der Gemüsezüchter oder kleine Landhäuschen der Metzer Bürger. Da sie über der militärischen Zone errichtet sind, so müssen sie alle abgebrochen werden.

Indessen erspähen wir, nahe beim Bahnhof, wo ein Feldlazareth sich niedergelassen hat, eine kleine Schenke mit Weinlauben und grünen Fensterläden. Diese Schenke wird unser Hauptquartier. Die Wirthin, eine arme alte Frau von etwa sechzig Jahren, pflegt uns aufs Beste, kocht für uns, holt einige Flaschen ziemlich guten Weines aus ihrem Keller hervor und legt in einem großen Zimmer Matratzen zum Schlafen für uns nieder.

Wir verweilen vier bis fünf Tage unter dem bedrohten Dach unserer Wirthin. Sie sagte fortwährend: „Mein Haus, mein armes Haus! Versprechen Sie mir, daß man es nicht niederreißen wird, mein armes Haus!" Ach, wir konnten nichts versprechen, um so weniger, als alle kleinen Villen der Umgegend nach einander abgebrochen wurden.

Am 25. Abends erreicht uns der Befehl zum Abmarsch. Das Heer soll um 2 Uhr Morgens die Waffen ergreifen und über die Mosel ziehen. Allgemeine Freude! „Man wird sich durchschlagen, man wird sich durchschlagen!" In der Dämmerung ziehen wir aus. Der Morgen ist nebelig und traurig. Auf zwei Schiffsbrücken geht ein unendlicher Zug über die Mosel. Es ist schon Mittag, als wir unsere Stellungen auf dem Plateau vor dem Fort Saint Julien einnehmen. Der Regen fällt in Strömen nieder. Dazwischen tauscht man einige platonische Kanonenschüsse aus. In diesem Unwetter zünden wir mühsam einige kleine Feuer an und verbleiben dort in schwermüthiger Stimmung, uns in dem Schmutze niederkauernd. Wir hatten schon längst nicht mehr die freudige und hoffnungsvolle Stimmung des Morgens.

Wir wußten, daß in Grimont Kriegsrath gehalten wurde. Wir sehen die Marschälle Bazaine und Leboeuf, sowie den General Ladmirault, in ihre Kapuzen gehüllt, schweigend und düster im Regen zurückkehren. Wir halten einen Stabsoffizier an. Er antwortet uns lachend: „Wir werden uns heute nicht schlagen. Bazaine hat sein Hauptquartier nicht gewechselt. Seine Küchenjungen sind in Plappeville."

Fünf Minuten später kam der Befehl, in die alten Biwaks zurückzukehren. Wir waren trostlos. Rückkehr bei strömendem Regen. Anstatt über die Moselbrücken zu gehen, ziehen wir durch Metz. Die Stadt ist düster. Traurig, niedergedrückt, bedeckt mit Schmutz, durchnäßt bis auf die Haut und eingehüllt in unsere großen Mäntel — so sehen uns die Einwohner vorüberreiten. Jedermann scheint uns zu bemitleiden. Man wagt uns nicht einmal zu fragen, woher wir kommen und was sich zugetragen hat. Man sieht wohl, daß wir nichts ausgerichtet haben. Man nannte diese verfehlte Schlacht „die Schlacht der verlorenen Schritte".

Mit einbrechender Nacht kehren wir in unser Biwak zurück. Wir hofften unsere arme Schenke wiederzufinden. Ach, am selben Morgen hatte man schon mit dem Niederreißen begonnen. Auf dem Dache war kein Ziegel mehr zu sehen. Das obere Zimmer, der Hochzeitssaal, der große Salon mit dreißig Gedecken — alle standen oben offen da und waren dem strömenden Regen ausgesetzt. Unsere Feldbetten waren auf die Landstraße geworfen. Vor der Thür stand ein Wagen, welchen unsere arme Wirthin unter Thränen mit ihren Möbeln beladen ließ. 27., 28., 29. und 30. August. — Vier traurige Tage in Unthätigkeit und im Schmutze.

31. August. — Neue Befehle, dieselben wie für den 26. Um zwei Uhr Morgens bricht man das Lager ab und zieht ohne Vertrauen — ich weiß nicht warum — ab. Der Uebergang über die Mosel ist rascher und leichter. Um halb elf Uhr nehmen wir die Kampfaufstellung vom 26. August ein. Unter dem Schutze der Forts von Grimont, Saint Julien und Bellecroix entfaltet sich unsere dreifache Schlachtlinie in majestätischer Weise. Rechts, im Hintertreffen und an den Abhängen von Saint Julien, hält sich die Kavallerie in Reserve. Am Horizont sieht man das ernste Schauspiel der feindlichen Stellung, welche angegriffen werden soll. Es ist das Dorf Saint Barbe, welches in ein richtiges, verschanztes Lager umgewandelt worden ist. Vor demselben starren drei Reihen von Batterien, deren einzelne Geschütze wir mit den Fernrohren deutlich zählen können.

Es ist Mittag. Man greift nicht an. Es ist Befehl gegeben abzusitzen und Kaffee zu kochen. Die Leute eilen fort: die einen zum Wasser, die andern in das Gehölz. Nicht ohne Mühe zündet man das Feuer an. Das Wasser fängt an zu kochen.

„Aufsitzen, aufsitzen!“ Wir reiten nach einem andern Punkt. Dort wird ein neuer Versuch gemacht, Kaffee zu kochen. Ja, das ist der getreue Bericht eines unserer Schlachtentage. Wie wollte man sonst wohl versuchen, die sechzig Tage zu zählen, während deren man sich nicht geschlagen hat.

Also: neuer und abermals vergeblicher Versuch, Kaffee zu kochen. Wir müssen rasch wieder aufs Pferd steigen. Und diese beiden Heere, deren Stellungen sich deutlich in der Sonne ab-

spiegelten, fahren fort sich stillschweigend zu betrachten. Man hörte von allen Seiten wiederholen: „Schießen Sie zuerst, meine Herren Preußen!“ Das war der Scherz des Augenblicks! Aber warum griffen wir nicht lieber selbst an?

Ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr. Das Glacis des Forts Saint Julien und die mit der schweren Festungs-Artillerie gekrönten Bastionen bedecken sich mit Zuschauern. In Metz hat sich das Gerücht verbreitet, daß eine Schlacht stattfinden sollte. Man ist herbeigeeilt. Und wir stehen da mit unsern Fernrohren zwischen den preußischen Kanonen und den hellen Sonnenschirmen, welche auf der Brustwehr von Metz erscheinen. Aber warum greifen wir nicht an?

Endlich, um halb vier Uhr, entsteht eine große Bewegung auf dem Wege nach Bouzonville. Es ist der Marschall Bazaine. Er bezeichnet selbst eine Stelle für die Batterie und um vier Uhr hört man den ersten Kanonenschuß. Aber warum hatte man bis vier Uhr gewartet? Das ist der Ruf des ganzen Heeres. Man hatte so große Lust zu kämpfen, um aus dem Gefängniß herauszukommen.

Unmittelbar darauf entspinnt sich ein furchtbarer Artillerie-Zweikampf. Dann kommt die Infanterie in Bewegung und wir wohnen mit gekreuzten Armen dem prächtigen concentrischen Vorrücken der ganzen Armee bei. Die Bewegung verschärft sich rasch im Centrum (viertes Korps). Aber der rechte Flügel stößt auf ernsthaften Widerstand und kann nur langsam handeln. Die Zwischenstellungen von Servigny einerseits, und von Noisseville anderseits, halten lange die Wirkung unserer Truppen auf. Die Sonne fängt an sich zu neigen. Das Ergebniß des Kampfes ist noch nicht zu erkennen, als wir plötzlich zum Angriff blasen hören. Wie man sagte, hatte der General Changarnier den Marschall Bazaine gebeten, ihn noch einmal seinen alten afrikanischen Refrain hören zu lassen.

Die Entfernung wird im Laufschritt von der Infanterie durchmessen, die Vorgärten von Servigny werden mit dem Bajonett genommen und die Preußen in das Dorf zurückgeworfen. Sie vertheidigen sich Schritt für Schritt hinter furchtbaren Barrikaden

und geschickt mit Schießscharten versehenen Mauern. Unaufhörlich wurde weiter zum Angriff geblasen; der Tag neigte sich, der Horizont färbte sich purpurn von den durch uns angezündeten Bränden, die Infanterie marschirte gleichmäßig zum Angriff; die Kavallerie, welche ihr auf den Fersen folgte, ritt in leichtem Trabe. Dieses Mal weichen die Preußen zurück und wir rücken vor.

Es kommt Befehl anzuhalten. Die Nacht war gekommen und es erscheint geboten, die vorsichtigsten Anordnungen zu treffen. An einigen Stellen steht man, ohne es zu ahnen, nur wenige Meter vom Feinde entfernt. Mittlerweile zünden wir Feuer an, während das preußische Lager in der vollständigsten Dunkelheit verblieb. Metz illuminirte an diesem Tage und freute sich des Sieges.

Der General Ladmirault läßt sich, nachdem er zwei bis drei Mal die Reihen durcheilt und seine Befehle für die Nacht gegeben hat, eine Decke geben, legt sich darauf und stößt beim Ausstrecken gegen einen harten Gegenstand. „Es liegt ein Stein darunter“, sagte er, „nehmt diesen Stein fort.“ Es war eine geladene Granate.

Um elf Uhr hört man wüthendes Gewehrfeuer. Die Preußen kehrten in der Nacht zum Angriffe zurück und nahmen uns wieder Servigny. Wir haben es erst am Morgen erfahren. Während der ganzen Nacht hatten wir geglaubt, es seien unsere Truppen, welche angriffen und welche fortfuhren, vorzurücken.

Um vier Uhr Morgens wunderbarer Sonnenaufgang. Unsere Stellungen liegen in hellem Lichte da, während die preußischen Stellungen im dichtesten Nebel eingehüllt sind. Alles war in diesem unglücklichen Kriege gegen uns. Wir werden durch einen Hagel von Geschossen geweckt. Die Garde-Kavallerie langt an und breitet sich an den Abhängen von Saint Julien aus. Der Kampf entbrennt sehr lebhaft: für das dritte Korps in Noisseville und für den äußersten rechten Flügel in Montoy. Die Granaten sausen fortwährend auf uns nieder. Dennoch hatten wir gute Laune und Vertrauen. Jedermann glaubte an den Erfolg. Ein Mann geht vorüber. Er bringt schlimme Nachrichten. Man fragt ihn. „Ach,“ antwortet er, „das ist immer dieselbe Sache! Wir

verlieren an Terrain .... Wie jammervoll!“ Man hätte diesen Unglücksboten wohl erdrosseln mögen.

Und eine Stunde später weichen wir, von der preußischen Artillerie verfolgt, zurück und verlassen das Schlachtfeld. Jene prächtigen Gardecarabiniers, deren Helme in der Sonne funkelten, erhielten zuerst den Befehl abzuschwenken. Sie kehrten in ihr Biwak auf der Insel Chambière zurück. Dort, nahe beim Lager dieser Carabiniers, hatte man ein Massengrab für das Heer ausgeworfen. Die Krankenwagen brachten die in eine Decke gehüllten Leichname. Man schüttelte die Decken — und die Leichname rollten in das Grab. Ein kurzes Gebet, eine Schaufel voll Kalk — das war alles.

Wir kehren in unser Biwak zurück. Von diesem Tage an begann, ach, unsere Gefangenschaft in Deutschland ....

IV.

Tours.

Am 21. November 1870, um halb acht Uhr Abends, kommen wir in Tours an. Auf dem Bahnhof herrscht reges Leben. Wir gehen bei strömendem Regen in den Straßen der Stadt umher. Zehn Zeitungsverkäufer fallen uns mit den Rufen an: „Le Moniteur, La France, Le Constitutionnel, Le Pilori, Le Girondin, Le Français u. s. w." Zwei bis drei Mal versuchen wir vergeblich in einem Hôtel unterzukommen. Endlich gelingt es uns — einem Freunde und mir — im „Hôtel zum Fasan", einem alten großen Hause, zwei Zimmer im vierten Stock zu erhalten. Wir sterben vor Hunger und wollen deshalb zu Mittag speisen. Die Tafel ist ungeheuer groß. Kein Platz zu finden. Mindestens hundertundfünfzig Personen nehmen, wie die Heringe zusammengedrängt, unter großem Lärm und lauter Freude ihr Mahl ein. Wir gehen etwas in der Rue Royale spazieren. An dem Schaufenster des Café Philippe lasen wir folgenden Anschlag in großen Buchstaben:

„Den Verkäufern der Zeitungen „L'Union" und „La Gazette de France" sowie anderer reactionärer, bonapartistischer, legitimistischer, orleanistischer und clerikaler Zeitungen wird der Eintritt unbedingt untersagt."

Wir kehren in unser Hôtel zurück und finden endlich zwei Plätze inmitten jener riesenhaften Tafel. Eine merkwürdige Gesellschaft ist dort versammelt: Offiziere in den sonderbarsten Uniformen; Luftschiffer, welche ihre Reise erzählen; Erfinder von Kanonen, Mitrailleusen u. s. w.; Getreide- und Pulverhändler; frühere Abgeordnete, welche neue Wahlen verlangen; Strategen, welche der provisorischen Regierung Kriegspläne anbieten; Photographen im Dienst der Post; Franctireurs aus den Süd-Pyrenäen und aus

Buenos-Aires; Offiziere aus dem garibaldischen und päpstlichen Heere; Journalisten, welche mit einer Hand essen und mit der andern Aufzeichnungen machen. Dieser lobt sein neues Sprenggeschoß, jener seine Entgleisungsmaschine; ein dritter rühmt seinen lenkbaren Luftballon. Viele Südländer rufen bis zum Ueberdruß: „Ich habe Gambetta gesehen, ich habe ihm einen Rath gegeben!“ Zu meiner Rechten sitzt ein alter Herr, welcher jedesmal in die Höhe schnellt, sobald der Name Gambetta erwähnt wird. Es ist ein ehemaliger kaiserlicher Präfect. Uns gegenüber hat ein Feldprediger mit großem, grauem Bart, das Genfer Abzeichen und das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Gewande, seinen Platz. Dieser Priester sitzt neben einer sehr hübschen Blondine, welche ganz gewiß im vergangenen Winter in einem Pariser Specialitäten-Theater aufgetreten war. Ihr Nachbar ist ein hübscher kleiner Mann mit braunem Haar. Alle Beide lachen von Zeit zu Zeit in alberner und lärmender Weise. Inmitten dieses Tohuwabohu sitzen vier bis fünf Engländer, welche dem Schauspiel mit einer kalten, ruhigen und ernsthaften Neugierde beiwohnen. Es ist augenscheinlich, daß sie eine selbstsüchtige Freude empfinden, Frankreich in dieser Unordnung und Verwirrung zu sehen, während ihr geliebtes England, beschützt durch „seinen dünnen Streifen silberschimmernden Meeres“ feindlichen Einfällen und preußischen Requisitionen trotzt.

Wir finden dort zwei Husarenrittmeister wieder, mit welchen wir von Rouen her gereist waren, und gehen mit ihnen in das „Café de la Ville“. Hier trifft sich die politische und militärische Welt der Stadt. Es ist dichtgedrängt voll. Man hört die lächerlichsten und unsinnigsten Nachrichten. „Garibaldi ist in Baiern. Er marschirt auf Berlin zu. Er hat alle Nonnen Burgunds gezwungen, ihre Klöster zu verlassen. Ueberdies sind die meisten Nonnen freiwillig in dem Heere Garibaldi's als Marketenderinnen mitgezogen. Die französische Flotte hat mit Gewalt den Zugang zum Jadebusen erzwungen, die preußische Flotte zerstört und fünfzehntausend internirt gewesene Gefangene befreit. Diese fünfzehntausend Gefangenen haben eine Armee gebildet und sind durch das von Truppen entblößte Deutschland gegen Berlin gezogen. Trochu hat einen großen Ausfall gewagt und vierzig-

tausend Preußen kampfunfähig gemacht. Kératry hat in Conlie achtzigtausend gut bewaffnete und disciplinirte Truppen. Er hat nur vierzigtausend; er hat nur zwanzigtausend; er hat nur zehntausend, und diese zehntausend haben keine Gewehre." Ich höre diese vier Meinungen mit gleicher Ueberzeugung und gleicher Wärme aufrechterhalten.

Eine lärmende Gruppe umgiebt einen alten Oberstlieutenant von der Artillerie. Er nimmt sein Käppi ab. Alle stürzen hin und prüfen den oberen Theil seines Kopfes mit vieler Neugierde. Lautes Gelächter. Ich nähere mich. Der Oberstlieutenant ist mit einer Tonsur versehen. „Erzählen Sie uns die Geschichte Ihrer Entweichung aus Metz", sagt man zu ihm. „Recht gern", antwortet er und beginnt:

„Acht Tage vor der Kapitulation merkte ich deutlich, was vorging. Man erschlaffte das Heer mit allen Mitteln, man machte den Soldaten falsche Hoffnungen und nahm ihnen so den geringen Muth, welcher ihnen noch übrig geblieben war. Man sagte ihnen, daß sie nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden würden, daß sie die Erlaubniß hätten, in ihre Dörfer zurückzukehren unter der Bedingung, nicht mehr während dieses Feldzuges zu kämpfen. Die Armee war vernichtet. Ich merkte wohl, daß das Ende herannahte und sagte zu mir: „Ich will den Preußen nicht in die Hände fallen und mich wie ein merkwürdiges Thier in einer kleinen Stadt Deutschlands ausstellen lassen." Ich traf demnach meine Maßregeln. Ich hatte einen Freund unter der Geistlichkeit von Metz, den Pfarrer von der Kirche St. H. Dieser gab mir ein altes Priestergewand, einen breitkrämpigen Hut und Schuhe mit Silberschnallen. Seine Haushälterin rasirte mir die Tonsur. Der Pfarrer übergab mir einen Brief, in welchem er mich „allen Pfarrern der Diöcese und allen christlichen Seelen" empfahl. Und am Tage nach der Kapitulation verließ ich, sobald die Thore geöffnet waren, Metz inmitten der vielen Landleute, welche sich in die Stadt geflüchtet und nun in ihre Dörfer oder in das, was von denselben übrig geblieben war, zurückkehren wollten. Ich wurde in keiner Weise beunruhigt und gelangte in kleinen Tagereisen zu Fuß oder zu Wagen von Metz bis Nancy.

Die Landpfarrer haben die Gewohnheit, sich gegenseitig Gastfreundschaft zu gewähren. Ueberall wurde ich mit meinem Priesterrock und dem Empfehlungsbriefe meines Freundes gut aufgenommen. Ich hatte mir eine kleine Geschichte zurecht gelegt: Als freiwilliger Feldprediger der Diöcese von Viviers war ich beim Ausbruch des Krieges abgereist und dem Korps des Marschalls Bazaine zugetheilt, alsdann mit demselben in Metz eingeschlossen worden. Nur einen verlegenen Augenblick habe ich gehabt. Ich hatte bei einem Dorfpfarrer fünf bis sechs Meilen von Nancy geschlafen. Um sechs Uhr Morgens tritt er in mein Zimmer. „Ich habe vergessen, Sie zu fragen, um wie viel Uhr Sie Ihre Messe lesen wollen? Heute ist Sonntag.“ — „Meine Messe?“ „Ja, Ihre Messe.“ Glücklicherweise gerieth ich nicht in Verwirrung. Ich antwortete ihm, daß ich während der ganzen Dauer des Krieges vom Bischof von Viviers Dispens erhalten habe .....

Endlich komme ich in Nancy an. Ich steige bei einem meiner Freunde, welcher Advokat ist, ab. Während ich mit der ganzen Familie zu Mittag speise, kommt ein preußischer Gendarm. Die Furcht erfaßt mich. Sollte ich erkannt oder angezeigt worden sein? Glücklicherweise nicht. Der Gendarm kam nicht meinetwegen. Er brachte einen Brief des preußischen Befehlshabers, welcher meinem armen Freunde — einem Mann von fünfundfünfzig Jahren mit Frau und drei Kindern — befahl, auf die Lokomotive des Zuges zu steigen, welcher um Mitternacht von Nancy abfuhr. Man hatte Versuche gemacht, Züge zum Entgleisen zu bringen. Deshalb ließen die Preußen auf der Lokomotive jedes Zuges einen angesehenen Bürger der Stadt mitfahren.

In Nancy zog ich Erkundigungen ein. Ich fragte, wo der Sitz der französischen Regierung sei. Man antwortete mir: „In Paris, mit einer Nebenstelle in Tours.“ Da es unmöglich war, nach Paris hineinzukommen, bin ich nach Tours gegangen. Ich habe mich dem Kriegsministerium vorgestellt und gesagt: „Ich bin der und der Oberstlieutenant und aus Metz entwichen. Ich stehe zu Ihrer Verfügung.“ — Das ist meine ganze Geschichte.“

Und als man den Oberst um seine Meinung über die Ka-

pitulation von Metz und über den Marschall Bazaine fragte, antwortete er:

„Ach, darüber möchte ich lieber nicht sprechen. Das ist Politik. Und ich bin Soldat und befasse mich nicht mit Politik. Ich habe, so gut ich konnte, bei Forbach, Gravelotte und vor Metz meine Pflicht gethan und will nun versuchen, sie ebenso in der Armee von le Mans zu thun. Mit den Streitigkeiten des Kaiserreichs, der Republik und des Marschalls Bazaine aber gebe ich mich nicht ab. Ein jeder bleibe bei seinem Leisten. Ich habe immer den geraden Alltags-Weg eingeschlagen. Das hat mich allerdings nicht zu Großem gebracht. Aber ich kann wenigstens in Gewissensruhe meine Pfeife rauchen. Nur würde ich jetzt froh sein, eine Pomade zu finden, welche meine Tonsur zum Verschwinden bringt.

Nachdem er dies gesagt, zog er aus seiner Tasche eine große Pfeife, stopfte sie, zündete sie an und fing schweigend an zu rauchen.

Auf solche Weise — im Priesterrock und mit Schnallschuhen, ein Brevier unter dem Arme — sind viele Offiziere angekommen. Dieses Kostüm und die Bedienten-Livree waren damals Mode. Man spricht noch in Tours von zwei Dragoner-Offizieren, welche zu Anfang November sich dem Kriegsministerium vorstellten. Sie waren als Bediente gekleidet: glatte Ledermützen mit großen Silberborten, abgenutzte, altmodische Hosen, welche so aussahen, als ob sie von dem Herrn dem Kammerdiener gegeben worden seien, kurze Jacken mit silbernen Wappenknöpfen, kurzgeschorene Haare und Backenbärte in englischer Manier. Wenn sie gingen, so wiegten sie sich in den Hüften, wie Stutzer im Vorzimmer; sie hatten auch die süßliche, achtungsvolle und heuchlerische Miene der Diener eines guten Hauses angenommen. Kurz, diese beiden Herren, welche wieder Dragoner-Kapitäne geworden sind und in diesem Augenblick bei Orleans vor dem Feinde stehen, haben in Tours dauernde Erinnerungen hinterlassen. Ein falscher Pferdehändler ist gleichfalls sehr bemerkt worden: eine Art Frédérick Lemaître oder Paul Ménier; er trug eine blaue Bluse über einem schwarzen Ueberrock, blaue Sammetweste mit weißen Blumen, einen großen Spazierstock mit schmutzigem Leder, eine umfangreiche Brieftasche voll alter Papiere, eine Nadel mit falschem Diamant im Slips,

Uhrgehänge, Tabacksdose u. s. w. In diesen Einfällen zeigte sich selbst in unserm Unglück der französische Esprit und Charakter. Zugleich zeigte sich aber auch darin der französische Muth. Denn es war ein gewagtes Spiel aus Metz zu entschlüpfen und die preußische Wachsamkeit zu täuschen.

Wir treffen in diesem Café zu Tours einen Freund, einen Oberstabsarzt von der Metzer Armee. Er erzählt uns von den Leiden, in deren Mitte er gelebt hat, und rühmt den Muth, mit welchem diese Leiden von den Soldaten ertragen wurden.

„In den letzten vierzehn Tagen der Einschließung,“ sagte er, „ging uns das Chloroform aus. Wir bewahrten einen kleinen Rest für schwere Operationen. Einmal bringt man mir einen Garde-Grenadier. Die rechte Hand war ihm durch einen Granatsplitter zerschmettert worden. Man mußte ihm den kleinen Finger amputiren. Die Operation bot weder Schwierigkeiten noch Gefahr Aber sie mußte sehr schmerzhaft und ziemlich langwierig sein. Ich sagte daher zu dem Grenadier:

„Ich muß Ihnen den kleinen Finger abnehmen.“

„Gut“, sagte er ruhig, „thun Sie es.“

„Soll ich Sie einschläfern?“

„Wird die Operation sehr schmerzhaft sein?“

„Ja, Sie werden Schmerz erleiden. Aber es ist keinerlei Gefahr vorhanden.“

„Das macht nichts, wenn es sehr schmerzhaft ist, so möchte ich eben so gern . . .“

„Aber wir haben nicht viel Chloroform.“

„Das Chloroform dient zum Einschläfern?“

„Ja.“

„Ah, ich verstehe. Sie wollen das Chloroform für schwierigere Fälle aufbewahren, für eine Arm- oder Bein-Amputation eines Kameraden?“

„Jawohl, so ist es.“

„Nun, Sie haben Recht. Schläfern Sie mich nicht ein. Aber machen Sie recht rasch.“

Er stopfte sich dann sein Taschentuch in den Mund und ich vollzog die Operation. Er war schrecklich blaß. Das Wasser

floß ihm in großen Tropfen von der Stirn hernieder. Aber keine Bewegung, keine Klage, kein Schrei. Als ich fertig war, beglückwünschte ich ihn wegen seines Muthes.

„Ach“, antwortete er, „die armen Leute müssen sich schon gegenseitig helfen.“

Und dann jene bewunderungswürdigen barmherzigen Schwestern. Welche Kraft und welche Sanftmuth! Ein Schütze hatte eine Kugel in den Schenkel erhalten. Die Kugel war herausgezogen worden, aber die Wunde schlecht geheilt und brandig. Eine der Lazareth-Schwestern hatte am Morgen Pressen um die Wunde machen wollen, um den Eiter der Wunde zu entfernen. Nichts Nothwendigeres, aber auch nichts Schmerzlicheres! Der Verwundete hatte geschrien, um sich geschlagen und die Schwester zurückgestoßen. Sie erzählte mir dies alles.

„Reden Sie mit ihm, mein Herr. Rathen Sie ihm, vernünftig zu sein.“

Ich näherte mich dem Kranken.

„Man muß mehr Muth haben,“ sagte ich zu ihm, „die Schwester wird sogleich mit dem Verbande wieder beginnen. Versprechen Sie mir, sie ruhig gewähren zu lassen. Es ist zu Ihrem Wohle, verstehen Sie?“

„Die Schwester mag wieder beginnen,“ antwortete er, „ich werde vernünftig sein.“

Ich entfernte mich langsam. Die Schwester hatte sich wieder dem Bett genähert und ich hörte, wie sie leise und lächelnd zu dem Verwundeten sagte:

„Sie werden mich also nicht mehr beißen, lieber Freund?“

Außer diesen rührenden Episoden hörte man auch von Dingen, welche durchaus komisch waren. Ein Soldat beklagte sich in Metz bei dem Marschall H., seit dem vorhergehenden Abend nichts gegessen zu haben. „Nun,“ antwortete ihm der Marschall, „ich habe seit vierundzwanzig Stunden nichts als Chokolade gegessen.“ Als Chokolade! Der Marschall sagte dies mit außerordentlicher Wichtigkeit. Es schien ihm ungeheuerlich, daß ein einfacher Soldat sich darüber zu beklagen wagte, nichts gegessen zu haben, während er, Marschall von Frankreich, nur Chokolade genossen hatte!

Indessen entspinnt sich am benachbarten Tisch eine lebhafte

Erörterung über die Frage, ob Frieden oder Fortsetzung des Krieges. Zwei Parteien sind in Tours vertreten: die Partei derjenigen, welchen alle Dinge rosig erscheinen, und die Partei derjenigen, denen alles schwarz erscheint.

Die „Rosigen" sagen: Gambetta ist ein großer Taktiker, Freycinet ein tüchtiger Verwaltungsbeamter, Laurier ein Finanz-Genie, und Aurelle de Paladines ein großer General. Sie fügen hinzu, daß unsere militärische Lage ausgezeichnet ist, daß wir 200 000 Mann vor Orleans haben, 60 000 mit Bourbaki im Norden, 50 000 in Nevers, 50 000 in Besançon, 60 000 in Conlie mit Kératry, 60 000 vor le Mans, 60 000 in Lyon, daß sich in Toulouse eine Armee von 150 000 und in Paris eine solche von 500 000 bilde. Summa: 1 200 000 Mann. Die Deutschen hingegen sind erschöpft, demoralisirt und kriegsmüde. Preußen kann keinen langen Feldzug ertragen. Paris hat für sechs Monate Lebensmittel und ist, nebenbei gesagt, niemals vergnügter gewesen. Denn man hat dort wieder die Theater geöffnet. Die Deutschen verlieren täglich tausend bis fünfzehnhundert Mann an Ruhr und Blattern. Sie können dies nicht ewig ertragen. Der Krieg wird jetzt von unsern Genie-Offizieren nach dem System von Moltke mathematisch geführt. Der endliche Sieg kann uns nicht fehlen. Auf zwei französische Soldaten kommt ein Preuße. Das ist das System von Freycinet; es ist ausgezeichnet. Das bürgerliche Element trägt im Kriegs-Ministerium den Sieg davon. Dadurch werden wir gerettet werden. Nur ein Schatten verdunkelt das Gemälde. Das sind reactionäre Umtriebe. Thiers hat uns das größte Uebel zugefügt. Er hat vor drei Wochen den unwiderstehlichen Elan der Loire-Armee aufgehalten. Auf seiner Reise nach Paris ist er durch Orléans gekommen und hat zum General Aurelle de Paladines gesagt: „Liefern Sie keine Schlacht während der Verhandlungen. Wozu Menschen tödten? Der Friede ist sicher..." Und Thiers ist nach Versailles gegangen. Aber statt des Friedens haben wir die Fortsetzung des Krieges. Wir haben dadurch eine Schlacht verloren; indeß, wir werden sie wieder gewinnen und schließlich über die Reactionäre und die Preußen siegen und Frankreich und die Republik erretten.

Die „Schwarzsehenden“ sagen: Wir sind verloren, durchaus verloren! Mit Ausnahme eines Theiles der Loire-Armee, welche tüchtig und aus wirklichen Soldaten zusammengesetzt ist, giebt es nichts Ernsthaftes und Beständiges in diesen ungeheuren Heeren. Man muß zunächst damit beginnen, diese in der Einbildung bestehenden Armeen von Lille, Conlie, Nevers, le Mans und Besançon um die Hälfte zu vermindern. Und was sind dann selbst diese so verminderten Heere? Anhäufungen schlecht bewaffneter, befehligter, disciplinirter, gekleideter Menschen, welche sich alle Nächte im Schmutze lagern und durch Märsche und Gegenmärsche erschöpft werden. Diese fünf, sechs oder sieben Armeen sind unfähig, die Offensive zu ergreifen und auf Paris zu marschiren. Das zeigt sich schon jetzt. Am neunten dieses Monats hat die Loire-Armee bei Coulmiers einen wirklichen, ernsthaften, unbestreitbaren Sieg davon getragen. Und doch hat sie daraus keinen Nutzen ziehen können. Sie ist unbeweglich vor Orléans stehen geblieben. Der General Aurelle de Paladines schließt sich in diesem Augenblick in einem großen, verschanzten Lager ein. Er bereitet sich nicht zum Angriff, sondern zur Vertheidigung vor und wird, noch ehe vierzehn Tage verflossen sind, mit ungeheuren Streitkräften zu thun haben. Eine mächtige preußische Armee marschirt gegen le Mans; eine andere gegen Troyes. Die Loire-Armee wird zwischen zwei Feuer gerathen. Die Fortsetzung des Krieges ist und kann nichts Anderes sein, als die Fortsetzung des Raubes und der Zerstörung Frankreichs. Wahlen, neue Wahlen! Möge das Vaterland sprechen und über sein eigenes Loos entscheiden.

Nachdem die Rosigen und die Schwarzseher sich eine volle Stunde über die guten oder bösen Aussichten unserer Heere gestritten, wird die Sitzung aufgehoben. Wir durchschreiten das von starkem Lärm erfüllte Café und bleiben bei einer Gruppe stehen. Es handelte sich um die erste Schlacht bei Orleans, um die Schlacht zu Anfang Oktober, welche die Stadt den Baiern unter von der Tann überliefert hatte.

„An diesem Tage,“ sagte ein Offizier der Mobilgarde, „hat unser armer Kommandant Z. mir die merkwürdigste Antwort gegeben, welche ich jemals gehört habe. Wir standen, Gewehr bei

Fuß, in einem Vorort der Stadt. Die Granaten fingen an, auf uns niederzuregnen. Die Baiern zeigten sich. Ich gehe zum Kommandanten — ich sehe ihn noch an der Ecke einer kleinen Straße auf seinem grauen Araber sitzen — und sage zu ihm: „Befehle, Herr Kommandant, geben Sie Befehle!" „Befehle", antwortet er, „Befehle an einem Schlachttage? Sind Sie verrückt?" Er giebt seinem Pferde die Sporen und läßt sich, ohne sich um uns zu kümmern, blindlings, heldenmüthig von den Baiern niederschießen."

Um Mitternacht kehre ich sehr ermüdet in das Hôtel zurück. Ich bin der vierte im Zimmer Nr. 54. Mein Lager ist ein kleines Kinderbett von Eisen. Einer meiner Schlafgenossen liegt schon in tiefem Schlummer, während die beiden Andern plaudern. Der eine von ihnen, ein Kavallerie-Kapitän, sagt:

„Seit zweiunddreißig Tagen trage ich dasselbe Flanell-Hemd auf dem Leibe. Endlich kann ich einmal wechseln. Sehen Sie: dies habe ich gekauft. Mein Entschluß ist jetzt gefaßt. Kein Gepäck mehr. Ich werde meine Hemden einzeln und meine Strümpfe paarweise kaufen, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet."

Bei diesen Worten legte er sich nieder. Der von dem Kapitän Angeredete war wahrscheinlich Erfinder einer electrischen Kanone. Denn mitten in der Nacht fing er plötzlich an, im Schlaf zu reden und wiederholte acht bis zehn Mal:

„Durch das Bodenstück, ja, durch das Bodenstück wie die Mitrailleusen. Fünfzehn Schüsse in der Minute!"

Um neun Uhr des folgenden Morgens ging ich bei strömendem Regen durch Tours. Eine seltsame Menge wogte auf den Straßen: Garibaldianer in rothen Hemden, Franctireurs aus den Pyrenäen mit baskischen Mützen, Freiwillige in der Kleidung der Soldaten des „Königs der Berge", und „Rächer des Todes" mit einem kleinen Todtenkopf vor der Brust. Ich nähere mich einem Mützenmacher, welcher auf der Schwelle vor seinem Laden steht. „Bitte, wo komme ich nach dem Dom?" Der Biedermann scheint sehr erstaunt. Er sieht mich an, als ob er sagen wollte: „Was ist das für ein wunderlicher Mensch! Beschäftigt man sich denn jetzt mit dem Dom. Man verlangt Gambetta zu sehen, aber nicht den Dom!"

Dennoch zeigt er mir den Weg. Jetzt bin ich bei dem Dome. Dort ist der Platz Grégoire de Tours und die Straße Général Meunier und die Straße de la Psalette. Ich war noch nie in Tours gewesen. Und doch kannte ich aus Balzac alle diese kleinen, frommen, geheimnißvollen und ruhigen Straßen. Priester und Andächtige gingen in der Kirche ein und aus. Die Glocken des Domes erklangen, während man am andern Ende der Stadt, vom Bahnhof her, von irgend einem Bataillon Franctireurs, die Marseillaise singen hörte.

Ich mache, um nach dem Hôtel zurückzukehren, einen Umweg über den Boulevard Heurteloup. In der Nähe des Bahnhofs stand ein mobiles Regiment, die Gewehre zusammengesetzt, die Tornister auf der Erde. Fast alle, Rekruten vom Jahre 1870, waren etwa zwanzig Jahr alt. Der Regen fiel in Strömen. Die armen Burschen schützten sich, so gut sie konnten, indem sie sich, die Mauern entlang, gegen die Häuser drückten. Einige schliefen im Sitzen auf den steinernen Treppenstufen. Man sagte mir, daß sie dort seit zwei Uhr Morgens hielten und auf den Zug warteten, der sie nach le Mans führen sollte. Es hatte die ganze Nacht hindurch heftig geregnet. Die Nachrichten waren schlecht. Die Preußen, welche von Dreux und Chartres kamen, rückten unaufhaltsam vor. Man schickte alle disponiblen Truppen nach le Mans.

Auf dem Boulevard, an der Ecke der Rue Royale, sehe ich ein Dragoner-Regiment vorüberziehen, welches sich zum Bahnhof wendet. Es sind drei Schwadronen: die eine, aus alten Soldaten bestehend, sitzt gut zu Pferde und ist gut ausgerüstet. Dann folgen zwei Schwadronen Rekruten; sie tragen nur Käppis und keine Helme. Auch sitzen sie, da sie erst acht Tage dienen, sehr schlecht zu Pferde.

Ich trete in mein Hôtel ein und frühstücke. Wir sind unser vier zu Tisch, darunter ein aus Metz und ein aus Sedan Entwichener. Der aus Metz Entkommene erzählt uns den Ausfall gegen das Dorf Feltre. Man brachte ein Dutzend Kühe und eine Heerde Hammel heim. Der General Frossard behielt für sich zwei bis drei Kühe. Er brachte sie in einer kleinen Umzäunung

unter, in der Nähe des Hauses, welches er bewohnte. Ein Soldat behütete die Kühe des Generals mit Zweigen in der Hand. Aber dennoch gelang es einem Einwohner von Metz, eine dieser Kühe zu stehlen; er bedurfte Milch für ein kleines Kind von 6 Monaten, welches vor Hunger zu sterben drohte.

Ein Bataillon Jäger brachte bei diesem Ausfall gegen Feltre als ganze Beute eine lebende Gans heim. Ueberhaupt brachte diese Art, sich Lebensmittel zu verschaffen, wenig ein, kostete aber manchem das Leben. Jedoch das Heer forderte und liebte diese Ausfälle. Wenn ein Soldat ein Schwein heimbrachte, so hörte man Ausrufe der Freude und der Begeisterung. Am folgenden Tage waren zwanzig Soldaten desselben Regiments bereit, sich für ein Schwein tödten zu lassen. Nicht der Krieg, nicht der Hunger hat die Armee von Metz aufgerieben. Die Unthätigkeit, die Langeweile, das lange und schreckliche Lagern im Schmutze, ohne einen Flintenschuß abzugeben, sind die Ursache ihres Unterganges gewesen.

„Wie viel Dinge," sagte der Erzähler, „habe ich bemerkt, welche nach nichts aussahen und die doch bewundernswerth waren. Als z. B. bei Gravelotte die Munition ausgegangen war, ließ man von allen Seiten die Kavallerie angreifen, um die Preußen zu hindern, uns zu verfolgen. Ich stand dabei, als man einem Dragoner-Regiment — ich glaube es war das elfte — den Befehl zum Vorrücken gab. Der Oberst zog sehr ruhig seine Uhr, sah darnach, steckte sie wieder in seine Hosentasche und sagte mit lauter und fester Stimme: „Vorwärts, im Schritt!" Einige Augenblicke später höre ich das Kommando: „Trab!" Bald darauf: „Galopp!" Dann verliert sich das ganze Regiment in der Dunkelheit. Der Oberst war allein zwanzig Schritt vorausgeritten. Es gab wohl kaum etwas Einfacheres und Rührenderes als diesen Blick auf die Uhr. Dieser Oberst sagte sich: „Wenn ich aus dem Treffen zurückkehre, so werde ich es meinen Kindern erzählen und hinzufügen: es war sieben Uhr fünfunddreißig Minuten. Ich habe nach meiner Uhr gesehen."

Um Mittag begebe ich mich nach der Präfectur, um einen Freund zu besuchen. Ich treffe ihn im Hofe. Er trug auf dem Kopfe

eine glänzende Mütze mit fünf Goldstreifen. Ich bin sehr überrascht und frage ihn, ob er Oberst oder Kapitän zur See geworden sei. Wenn er mir geantwortet hätte: „Ich bin Brigade-General oder Vice-Admiral", so würde ich nicht sehr überrascht gewesen sein. Aber er antwortete mir: „Ich bin ganz einfacher Bureauchef wie in Paris, aber mit dem Range eines Obersten." Wir plaudern. Er gehört zur Partei der Rosigen. Keine Wahlen! Der Sieg ist gewiß. Man muß die reaktionären Umtriebe verhindern. Man muß Frankreich und die Republik retten u. s. w.

Während wir so plaudern, bringen Mobilgarden etwa zwanzig Tauben in niedlichen Weidenkörben. Es sind die Tauben des letzten Ballons. Man wird sie diesen Abend loslassen und ihnen sagen: „Kehrt nach Paris zurück!" — Arme Thierchen! Sie werden, wenn dieses schlechte Wetter anhält, sehr durchnäßt werden.

Ich kehre nach dem Dom zurück. Als ich durch die niedrige Klosterthür eintrete, höre ich die Orgel und den Gesang der Chorknaben. Sonst ist die Kirche ziemlich verlassen. Kaum zwanzig Personen befinden sich im Hauptschiff. Unter diesen sind zwei Soldaten, welche, den Kopf in den Händen, mit vieler Inbrunst zu beten scheinen. Ich mache einen Rundgang durch den Dom. Von Zeit zu Zeit sagt die näselnde Stimme eines Priesters Verse oder Litaneien her. Dann beginnt der Gesang von neuem, und man hört klar und deutlich die Stimmen der Chorknaben. Hier und dort sieht man Frauen, welche, das Gesicht gegen die Mauer gewendet, auf den Fliesen niederknien. Eine derselben weint laut am Altar der Jungfrau. Eine andere weint nicht: sie sieht zur Erde nieder, die Arme hängen schlaff herunter und mit starrem Blick scheint sie einen Riß in dem Pflaster der Kirche zu betrachten. Vielleicht sind es zwei Wittwen aus diesem schrecklichen Kriege.

Als ich die Kirche verließ, traf ich auf der Straße meinen Freund Ponson du Terrail, welcher später in Bordeaux eines so raschen und grausamen Todes sterben sollte.

„Wissen Sie das Neueste?" sagte er zu mir, „die Preußen besetzen Alençon und marschiren auf le Mans. Der Eisenbahndienst wird in der Richtung nach le Mans eingestellt werden."

Nun hatte ich gerade am folgenden Tage in le Mans zu

thun. Ich eile zur Bahn. „Es geht noch ein Zug um halb sechs Uhr“, sagte man mir, „aber dieser Zug wird wahrscheinlich der letzte sein.“

Ich glaube, ich habe nie eine solche Verwirrung und solches Gedränge gesehen. Man schlug sich um die Fahrkarten und um den Eintritt in den Wartesaal. Unser Zug, welcher fahrplanmäßig um halb sechs Uhr abgehen mußte, ist erst um neun Uhr abgefahren. Alle zwanzig Minuten wurden Militärzüge nach le Mans abgesandt; sie führten jenes unglückliche Regiment mit fort, welches achtzehn Stunden lang im Regen auf dem Boulevard Heurteloup ausgehalten hatte. Die Trompeten ertönten, die Tambours trommelten, die Lokomotiven zischten, die Beamten schrieen und die Reisenden jammerten.

Mit einem von Alençon kommenden Zuge trafen etwa zwanzig Preußen ein, welche, wie es schien, am Morgen in einem Treffen in der Nähe von Laigle zu Gefangenen gemacht worden waren. Die Gefangenen mit ihren großen, flachen Mützen und langen Mänteln sahen schlecht aus. Man sagt, es seien Hessen und Sachsen. Die meisten sind klein und sehen kränklich aus. Nur ein großer, mit blondem Backenbart, überragt seine Kameraden um Haupteslänge. Er raucht ruhig aus einer großen Pfeife von Porcellan und scheint gegen seine Umgebung vollkommen gleichgültig zu sein.

Ein armer Liniensoldat, welcher sich mühsam auf zwei Krücken stützt, sieht diese Gefangenen vorüberziehen. Es ist ein ganz junger Mensch mit einem wahren Kindergesicht. Das rechte Bein ist ihm amputirt worden, und ich höre, wie er zu einem Kameraden mit sanfter und resignirter Stimme sagt:

„Ich hoffe, daß man in Tours ein hölzernes Bein für mich finden wird. In Amiens und in Rouen war keins mehr zu haben.“

Der ganze Ehrgeiz dieses armen Burschen bestand in dem Besitze eines hölzernen Beines.

Das Gedränge am Schenktisch ist unbeschreiblich. Inmitten dieser Menge finde ich einen Freund wieder, einen Hauptmann. Er erzählt mir seine Geschichte. Er war bei Sedan schwer verwundet worden. Eine Kugel war ihm in die Schulter gedrungen und hatte ihm eine Schlagader geöffnet. Sein Blut floß in

Strömen. Der Arm hing schlaff herab und drohte sich jeden Augenblick von der Schulter abzulösen. Aber kein Arzt war zu sehen und die Preußen standen kaum fünfhundert Meter entfernt. Da drückt er sein Taschentuch fest auf die Wunde, nimmt die beiden Riemen seines Revolvers und läßt sich durch einen seiner Jäger den Arm fest gegen die Schulter schnüren. Dann reitet er, ohne den Steigbügel verlassen zu haben, im Galopp davon. Er legt zwanzig Kilometer in der Stunde zurück, erreicht das belgische Gebiet und kommt an Schildwachen vorüber, welche ihn nicht anhalten. In einem Dorfe findet er gute Leute, welche ihn aufnehmen, einen Arzt, der ihn pflegt und ein Bett, in welchem er schlafen kann.

„Mein Glück war es," sagte er, „zwischen den Beinen ein zuverlässiges Pferd zu haben. Ohne mein Pferd wäre ich verloren gewesen. Ich habe die Freude gehabt, es zu retten und es nach Frankreich zurückzubringen. Jetzt haben wir beide den Feldzug gegen die Preußen wieder aufgenommen."

Während wir so mit einander plaudern, tritt ein Hauptmann von den reitenden Jägern zu uns heran. Er trägt eine große Binde um den Kopf. Sein Kinnbacken ist ihm bei Gravelotte zerschmettert worden.

Er gehörte zur Escorte von Bazaine und war in der Verwirrung verwundet worden, welche jener kühnen Kavallerie-Attacke folgte, die der Fürst von Salm-Salm leitete und deren Zweck war, den Marschall gefangen zu nehmen. Man hat erzählt, daß der Prinz von Salm-Salm, ein persönlicher Freund des Kaisers von Mexico, Bazaine für den Tod Maximilians verantwortlich machte und geschworen hatte, ihn zu tödten oder zu sterben. Er hat nur sterben können.

Endlich, um neun Uhr, reisen wir ab. Unser Coupee ist voll. Die Unterhaltung beginnt sofort in lebhafter und vertraulicher Weise. Ein jeder erzählt von seinen Plänen und Abenteuern, woher er kommt und wohin er geht, was er gesehen und gehört hat. Ein jeder hat seinen Feldzugsplan gegen die Preußen bereit. Ein jeder hat auch einen Sack voll Geschichten über preußische Requisitionen und preußische Grausamkeiten.

Einer der Reisenden ist der Maire eines großen Dorfes in der Nähe von Versailles. Er theilte uns mit, daß er soeben seine Frau besucht hat, welche krank im Süden weilt und daß er sich beeilt, nach seinem Dorfe zurückzukehren.

„Man muß dort sein," sagt er zu uns, „um sein Haus zu schützen. Ich habe zwei Monate inmitten der Preußen gelebt und fange an, sie kennen zu lernen. Am achtzehnten September sind wir plötzlich mit preußischer Kavallerie überschwemmt worden. Sie ist aber rasch vorüber gezogen. Dann, zwei Tage später, ist eine Infanterie-Abtheilung von 1500 Mann bei uns eingezogen. Die Preußen nennen dies: Proviant-Kolonne. Diese Soldaten kämpfen nicht; sie gehören zu einem Armee-Korps und müssen für dessen Ernährung sorgen. Ich bin Maire und besitze ein großes Haus. Alle Offiziere haben sich bei mir einquartiert; sie benehmen sich ziemlich anständig. Die Soldaten wohnen vertheilt in den andern Häusern. Wenn ein Einwohner des Dorfes sich bei mir über Plünderung beklagt, und ich dem preußischen Befehlshaber die Klage einreiche, so erhalte ich immer die gleiche Antwort: „Das ist unmöglich; in unserm Heere herrscht die vollkommenste Ordnung u. s. w." — Vor vierzehn Tagen kommt eine arme Frau zu mir und sagt: „Ich bin sehr unglücklich. Ich habe eine kleine Tochter von acht Monaten. Gestern Abend hatten die Preußen ein großes Feuer auf meinem Heerde angezündet. Da mein Kind fror, so näherte ich mich dem Feuer, um es zu erwärmen. Aber die Preußen haben mich mit flachen Säbelhieben zurückgetrieben. Ich vermuthe, daß sie sich einen Spaß machen wollten, da sie unbändig lachten. Aber meine Schulter ist heute Morgen noch ganz steif, und meine arme Kleine hat die ganze Nacht hindurch gefroren." Ich suche den preußischen Befehlshaber in meinem Salon auf und erzähle ihm die Sache. Er wird sehr zornig und ruft: „Diese Frau lügt! Wir sind ein civilisirtes Volk und wir lieben die Kinder. In unserm Heere giebt es keine Turkos!"

„Die Turkos! Die Preußen führen immer dies Wort im Munde. — Uebrigens thun sie sonst — abgesehen von den Requisitionen und den Drohungen — nicht viel Böses. Aber bei dem geringsten Vorwand lärmen sie und schwören, das ganze Dorf

zu massacriren. Die Soldaten langweilen sich und wünschen den Frieden; die Offiziere, welche den Krieg lieben, sind entzückt. Aber die lange Belagerung von Paris bringt auch sie zur Verzweiflung. Als sie vor zwei Monaten bei uns ankamen, sagten sie: „In drei bis vier Tagen wird Paris genommen sein.“ Nach Verlauf von drei Wochen derselbe Schlußvers: ihre großen Belagerungs-Geschütze seien noch nicht angekommen. Aber sobald diese da wären ..... Jetzt haben sie wieder eine andere Redewendung: der König Wilhelm könne wohl Paris bombardiren und einen Haufen Trümmer und Asche daraus machen. Aber der alte König sei zu gut, zu menschlich und wolle Paris nicht zerstören. — Das sei indeß abgeschmackt. Denn Krieg sei Krieg und der Hunger würde bald die halsstarrigen Pariser zur Vernunft bringen.“

Während der Maire so sprach, bewegte sich mein Nachbar zur Linken unruhig auf seinem Sitze und ließ von Zeit zu Zeit kurze Bemerkungen fallen. Es war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, mit großem, röthlichem, in die Höhe gekämmtem Schnurrbart. Endlich konnte er nicht mehr an sich halten und unterbrach mit Gewalt die Erzählung des Maire.

„Ich kann nicht begreifen,“ sagte er, „wie man öffentlich so reden kann. Sie verkehren und plaudern also vertraulich mit diesen Preußen, mein Herr ....“

„Verzeihen Sie, mein Herr, Sie haben durchaus nicht begriffen ...“

„Ich habe vollkommen begriffen. Sie sind gezwungen, ruhig die Rede Ihres preußischen Befehlshabers anzuhören. Ach, dies alles würde nicht passiren, wenn man der Delegation von Tours gehorchen würde, wenn die ganze französische Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder sich bei der Annäherung des Feindes zurückgezogen und ihm nur eine Wüste und Ruinen zurückgelassen hätte.“

„Aber ich bin Maire meines Dorfes, mein Herr, und mußte im Interesse der Bewohner selbst im Dorfe bleiben.“

„Sie mußten, ich wiederhole es noch einmal, mit allen Bewohnern ausziehen und nichts im Dorfe zurücklassen.“

„Sie reden, wie Sie es verstehen, mein Herr. Aus welchem Departement sind Sie denn eigentlich?“

„Das hat nichts mit der Sache zu thun.“

„Das glauben Sie. Nach Ihrem Accent zu urtheilen....“

„Nun ja, mein Herr, ich bin aus dem Süden, aus dem Departement le Var. Aber man hat in le Var Vaterlandsliebe, und wenn der Feind bis zu uns käme, dann würden wir ihm eine Einöde hinterlassen.“

„Ah, dacht' ich es doch, Sie sind aus dem Süden und vollkommen geschützt....“

„Geschützt, geschützt! Wer ist geschützt inmitten all des Verraths und der verbrecherischen Uebergaben!“

Eine neue und sehr lebhafte Erörterung entspann sich über die Frage Bazaine.

Um ein Uhr Mittags kommen wir in le Mans an. Die Preußen nähern sich. Sie stehen bei Nogent-le-Rotrou und marschiren auf la Ferté-Bernard zu; morgen oder übermorgen können sie vor le Mans sein. Die Bahnhofsbeamten packen bereits ihre Sachen. Die Perrons sind mit Möbeln, Kisten und Matratzen bedeckt. Man packt das Silberzeug, das Tischgeschirr und die Weine ein. Der Bahnhof war voller Mobilgarden aus dem Lager von Conlie. Sie waren schlecht bewaffnet und schlecht gekleidet. Dazu schienen sie sehr erschöpft zu sein: sie lehnten sich an die Mauer oder lagen auf der Erde und schliefen. Uebrigens hörte man keine Klage.

Barmherzige Schwestern gingen ebenfalls in ihrem ruhigen Schritte auf dem Perron hin und her. Der Wartesaal war in ein großes Lazareth umgewandelt worden. Hier lagen auf Matratzen zwanzig bis fünfundzwanzig Verwundete, bedeckt mit großen, schwarzen Mänteln. Nur die bleichen Gesichter sahen unter diesen hervor. Mitten im Saal saß in einem Lehnsessel ein Zuave, oder genauer, ein Mann, bekleidet mit den Fetzen einer Zuaven-Uniform. Er war halb ohnmächtig und starrte mit leerem Blicke eine Nonne an. Im Hintergrund des Saales ließ eine andere Nonne einen Verwundeten trinken: sie stützte den armen Burschen mit der linken Hand von hinten, während sie mit der rechten die Tasse zu seinem Munde führte. Als er mit dem Trinken fertig war, ließ er sich wieder auf seine Matratze zurückfallen, worauf die Schwester die Falten seines Mantels um ihn ordnete.

Während ich diese traurigen Dinge betrachtete, hörte ich die hellklingende Stimme meines Reisegefährten aus dem Süden. Er schien sehr aufgeregt zu sein.

„Die Pferde"! sagte er zu einem Bahnhofsbeamten, „man muß sofort die Pferde ausladen und sie zum Hôtel zur „goldenen Kugel" führen."

Als er mich bemerkte, eilte er mir entgegen.

„Nun", rief er sehr fröhlich aus, „Sie wissen doch, was vorgeht. Die Preußen rücken in Masse vor. Wir werden diese Nacht nicht zu Bett gehen. Ich sage „wir". Denn ich bin mit einer Sendung bei dem Heere von le Mans beauftragt. Ich brauchte das nicht jedermann in der Eisenbahn zu sagen. Gambetta ist hier. Er leitet und überwacht alles. Er läßt die Truppen von Conlie, Poitiers und Tours herankommen. Eins ist nur merkwürdig..."

„Was denn?"

„Ach, Sie werden es mir kaum glauben."

„Aber ich versichere Sie, daß ich Ihnen vollkommen glauben werde."

„Nun denn: man weiß nicht, was aus dem General X., einem der Korpsführer, geworden ist. Seine Regimenter sind im Begriff, sich in le Mans zu koncentriren. Aber vom General ist keine Nachricht da. Gambetta ist wüthend."

„Nun, dann kann Gambetta ja selbst den Oberbefehl übernehmen."

„Allerdings, das würde er sehr gut können. Aber da sind endlich meine Pferde, welche ich einem General zuführen muß. Erzählen Sie bitte nichts von dem, was ich Ihnen über das Verschwinden des Generals X. berichtet habe. Es könnte eine schlechte Wirkung auf die Truppen hervorbringen."

Er entfernt sich, um gleich darauf eiligst zurückzukehren.

„Wollen Sie Kératry sehen?"

„Sehr gern."

„Sehen Sie, da ist er. Er ist von Gambetta nach le Mans zu einem Kriegsrath berufen worden und reist mit einem Sonderzug wieder nach Conlie ab. Sehen Sie hin."

Ich sah de Kératry gestiefelt und gespornt, in Begleitung seines Stabes herankommen.

„Wo ist mein Zug?“ sagte er zum Bahnhofsvorsteher.

„Hier, Herr General“, antwortete dieser, und eilte Herrn de Kératry voran.

Die zerlumpten Mobilgarden, welche auf dem Boden lagen, hoben das Haupt empor, um ihren glänzenden General vorüberziehen zu sehen. de Kératry verschwand in der Nacht, inmitten der Maschinen und der Wagen.

Ich verließ den Bahnhof. Die Straßen von le Mans waren voll von Soldaten, welche umhergingen oder im Schmutze schliefen.

V.

Etretat.

Aufzeichnungen vom fünften bis zum vierzehnten December 1870.

5. December. — Weder Briefe, noch Zeitungen. Um 9 Uhr Morgens bringt ein Reisender, welcher von Fécamp kommt, ein Exemplar des „Nouvelliste de Rouen." Die dritte Seite der Zeitung ist nicht bedruckt. Eine Bemerkung der Redaktion erklärt, daß die Zeitung nicht hat fertig gedruckt werden können, weil die Setzer zum Dienst in der Nationalgarde einberufen worden seien. Gestern hat bei Buchy, vor Rouen, ein Treffen stattgefunden. Unsere armen Mobilgardisten sind in die Flucht geschlagen worden. Die Preußen sollen bereits in diesem Augenblick in Rouen einziehen.

Um zehn Uhr ertönt in den Straßen der Stadt Trommelwirbel. Alle eilen aus ihren Wohnungen und bilden einen Kreis um den Ausrufer. Dieser verkündet mit lauter Stimme:

„Auf Befehl des Unterpräfekten haben sich alle hier ansässigen Nationalgardisten von zwanzig bis vierzig Jahren morgen früh nach le Havre zu begeben. Um vier Uhr Zusammenkunft auf dem Rathhaus-Platz, um die Stunde des Abmarsches von Etretat zu bestimmen. Wer morgen bei dem Aufrufe fehlt, wird die kraft des Belagerungszustandes bestimmten Strafen erleiden."

Große Bewegung! Frauen fangen an zu weinen und rufen: „Unsere Männer, unsere Männer! Unsere Männer sollen uns genommen werden!" Aber schon hat der Trommler ein anderes Schriftstück aus der Tasche gezogen. Mit derselben schleppenden Stimme, mit welcher er den Befehl des Unterpräfekten bekannt gegeben, liest er jetzt Folgendes:

„Von dem Hause der Frau Outrebon auf dem kürzesten Wege

bis zur Kirche ist ein kleiner goldener Ohrring, in Form einer Birne, verloren worden. Es wird gebeten, denselben gegen Belohnung im Hôtel Hauville abzugeben."

Der Ausrufer entfernt sich, um an einer andern Straßenecke das Massenaufgebot und den verlorenen Ohrring zu verkünden. Alle Straßenjungen folgen ihm fröhlich auf dem Fuße; sie wollen keinen Trommelwirbel verpassen.

Eine arme, alte Frau ergreift weinend meine Hand und sagt:

„Mein Sohn! Man wird mir meinen Sohn fortnehmen, welcher vor drei Tagen aus Neu-Fundland zurückgekehrt ist. Er hat Frau und Kinder und ist der Einzige, welcher etwas verdienen kann. Man nimmt ihn fort, damit er sich auf dem Lande schlagen soll. Dazu hat man nicht das Recht, denn mein Sohn ist Seemann. Man kann ihn bei der Marine, aber nicht beim Landheer verwenden. Mein Sohn ist mit dem Meere vertraut und fürchtet dort nichts. Aber auf dem Lande — nein, nein, er soll nicht mit ausziehen, um sich auf dem Lande zu schlagen."

Und doch ist der arme Bursche am folgenden Tage ganz friedlich mit uns abmarschirt.

Eine andere Frau, gerade so verzweifelt wie diese, beendigt eine ziemlich lange Rede mit folgendem merkwürdigen Schlußsatz:

„Die Franzosen müssen wirklich sehr feige sein, daß sie sich so in den Krieg führen lassen."

Diese neue Massenaushebung betrifft alle verheiratheten Männer oder Wittwer mit Kindern. Die Junggesellen und die Wittwer ohne Kinder hatten Etretat bereits am vierzehnten November verlassen. Wir Verheiratheten hatten ihnen bis Tilleul auf dem Wege nach le Havre das Geleit gegeben. Es waren ihrer etwa vierzig, welche, den Tambour an der Spitze, in Bluse oder Kittel, ihr kleines Bündel in der Hand, Gewehr auf der Schulter, in guter Laune und mit gutem Willen fortgezogen waren. Als ich nach Tilleul emporstieg, marschirte ich neben meinem Freunde, dem Maurer Bénard. Er spielt eine wichtige Rolle in Etretat, denn er hat die schönste Stimme im Dorfe und kennt alle normannischen Volkslieder auswendig. Am Sonntag singt er in der Kirche die Messe und die Vesper, und am Abend stimmt er auf dem Rathhaus-

Platz die fröhlichsten Lieder an, nach welchen bis zehn Uhr Abends die Jugend des Dorfes tanzt.

„Wenn ich bedenke, daß ich jetzt Soldat bin," sagte Bénard zu mir, „so kommt mir dies doch etwas sonderbar vor. Aber ich beklage mich nicht über diesen Wechsel."

„Und hast Du Kriegslieder gelernt?"

„Ja, ich habe drei bis vier Lieder, welche schon gehen werden. Und dann kenne ich die Marseillaise."

Er stimmte dann laut die Marseillaise an. Aber er hatte geprahlt, als er sagte, er kennte sie, denn er konnte die richtigen Töne nicht finden.

„Etwas Anderes, Bénard. Ein Sonntagslied!"

„Meiner Treu, das gefällt mir eben so gut!" erwiederte er. Dann sang er laut das Lied von den „drei Kapitänen."

Und alle wiederholten im Chor die Schlußreime. Die Dorfjugend, welche uns begleitete, stimmte mit ihren hellen und freudigen Tönen in den Gesang ein. Diese Fröhlichkeit hatte nichts Mißfallendes oder Erzwungenes: sie lag in dem französischen Charakter. Der General Aurelle de Paladines hatte soeben den Sieg bei Coulmiers davongetragen und die Baiern aus Orleans verjagt. Man durfte noch etwas Hoffnung hegen.

Der Tambour begleitete mit seiner Trommel fortwährend das Lied. Das Wetter war prächtig. Der Tischler Fossey hatte sein kleines weißes Pferd an sein gelbes Wägelchen gespannt, und Fichel, der Maler, welcher mit auf dem Wagen saß, hielt eine Fahne mit der Tricolore in der Hand, die, vom Seewinde bewegt, fröhlich in der Luft flatterte. So kamen wir in Tilleul an. Dort mußten wir uns vor der Kirche trennen. Unsere vierzig Mobilgardisten setzten ihren Weg nach le Havre fort. Ein Straßenjunge rief ihnen bei dem Abmarsche nach: „Vive l'empereur!" Wie viel Dinge haben wir doch bei uns im Lande gelernt und — verlernt? Wir sind alle in dem Kultus des falschen und verhängnißvollen Ruhmes groß geworden. Wir haben alle „Bleisoldaten" gespielt, mit den Grenadieren des Kaiserreiches und den Schützen der Garde. Und das Ergebniß? Ein zweites Kaiserreich und der Feind im Lande!

Im jetzigen Augenblick denke ich an diese wackern Leute, welche vor zwanzig Tagen abmarschirt sind. Waren sie im Gefecht bei Buchy? Und haben sie, kaum ihren heimathlichen Beschäftigungen entrissen, schon mit den Preußen kämpfen müssen? Sind sie Gefangene? Sind sie gestorben?

Um vier Uhr Versammlung auf dem Rathhausplatz für die Leute, welche am folgenden Tage abmarschiren sollen. Wir sind unser hundertundzehn. Oeffentliche Berathung. Wir sind noch im Besitze von siebenzig Steinschloßgewehren. Sollen wir sie mitnehmen oder in Etretat lassen? Jedermann betheiligt sich an der Erörterung. Die Ansichten sind sehr verschieden.

„Laßt uns die Gewehre mitnehmen, das giebt uns ein kriegerisches Aussehen!“

„Was? alte Steinschloßgewehre!“

„Und nicht eine einzige Patrone!“

„Ja, wenn Patronen da wären, dann hätte es noch Sinn, die Gewehre mitzunehmen. Aber ohne Patronen!“

Der letzte Grund scheint einleuchtend, und wir wollen ohne Gewehre abmarschiren. Neue Erörterung über die Stunde des Abmarsches. Wir müssen, bevor wir le Havre erreichen, sieben Stunden marschiren. Die Zeitungen aus Rouen sind voller Zuversicht. Sie schreiben: „Frankreichs Augen sind auf le Havre gerichtet. Le Havre wird ein Beispiel der großen republikanischen Tugenden geben. Le Havre ist uneinnehmbar u. s. w.“

Es mag sein, daß es in le Havre sehr wackere und fähige Leute giebt, welche sich wohl gegen die Preußen vertheidigen können. Aber selbst in unserm Unglück zeigt sich die alte Rivalität zwischen le Havre und Rouen.

„Die Bewohner von Rouen sind Verräther! Sie haben ihre Stadt den Preußen übergeben. Es war ein General des Kaiserreichs, welcher in Rouen befehligte. Und was soll man von einem kaiserlichen General anders erwarten?“ — So ist die Sprache der republikanischen Zeitungen von le Havre, welche republikanische Generale verlangen und denen zuweilen Sätze entschlüpfen, wie: „le Havre ist seit der Einnahme von Rouen der Hauptort geworden!“

In Etretat ist die Panik allgemein. Die meisten der dorthin geflüchteten Pariser haben ihre Koffer gepackt und sind abgereist.

Unter diesen Flüchtigen waren viele ehemalige glühende Bewunderer Gambettas, deren Begeisterung für diesen Mann plötzlich erkaltet ist. Die Normandie war ruhig. Das Eigenthum in Etretat wurde respektirt. Alles ging gut. Aber Gambetta hatte es unterlassen, Etretat gegen die Preußen zu schützen. Und deshalb erbleicht plötzlich sein Stern. Einer seiner eifrigsten Anhänger hat sich mit einer gewissen Unverschämtheit mir soeben gegenübergesetzt und seinen Gott vom gestrigen Tage in den schwärzesten Farben geschildert. Da habe ich denn nachdrücklich die Vertheidigung Gambettas übernommen. Natürlich erhob er dagegen heftigen Einspruch und sagte, ich wäre ein widerspruchsvoller Geist, ich wechselte alle fünf Minuten die Farbe u. s. w. Ich erwiderte ihm, ich hätte Gambetta nie angeklagt, nicht das zu thun, was er thun könne. Ich hätte nur gesagt, er könne nicht alles das ausführen, was er so pomphaft auszuführen versprochen habe. Er hat erklärt, daß unter seiner Diktatur Frankreich gerettet würde. Frankreich ist ihm gefolgt, hat ihm alles bewilligt, was er verlangte. Aber es ist nicht gerettet worden.

Wenn ich sage: Frankreich ist Gambetta gefolgt, so ist das nicht ganz richtig. Das reaktionäre, nicht das republikanische Frankreich hat sich willig seinen Dekreten gefügt. Im Süden haben die Republikaner keine Mannschaften gestellt, sondern haben sich damit belustigt, Präfekten einzukerkern, Generäle zu mißhandeln, rothe Fahnen aufzupflanzen, schwarze Fahnen umherzutragen, sich auf dem Rathhaus um die Befehlshaberstellen der ständigen Nationalgarden zu streiten, sich in ihren Zeitungen und Klubs gegenseitig als große Patrioten zu behandeln u. a. m.

Dagegen übergeben die königlich gesinnten, katholischen Bretagner ohne Widerstreben ihre Söhne der Republik. Die Republik läßt diese im Schmutze schlafen, läßt sie vor Hunger sterben und schickt sie ohne Patronen den preußischen Kanonen entgegen. Sie marschiren, sie sterben vor Kälte, Hunger und Ermüdung. Alles dies vermag aber die Demokraten des Südens nicht zu entwaffnen. Sie fahren fort, den bretagnischen Mobilgardisten in herber

Weise den Vorwurf zu machen, Royalisten und Katholiken zu sein. Und dieselben Demokraten denunciren mit Entrüstung die „Kniffe“ des Prinzen von Joinville, dessen ganzes Verbrechen darin besteht, sich in die Reihen einer französischen Armee eingeschlichen zu haben, um dort unerkannt zu kämpfen.

6. December. — Heute Morgen, sechs Uhr, sind wir in völliger Dunkelheit und bei großer Kälte alle auf dem Rathhaus-Platze vereinigt und im Begriff, den Weg nach le Havre einzuschlagen. Ein Gegenbefehl kommt an. Wir sollen nach Criquetot, dem Hauptort des Bezirks, marschiren. Alle Frauen von Etretat umringen uns, weinen und klagen. Hundertundzehn Eheleute mit einem Schlage ausgehoben! Wir marschiren ab. Von Etretat nach Criquetot sind es nur neun Kilometer. Der reine Spaziergang! In allen Weilern, an den Thürschwellen, hinter Hecken und Umzäunungen sehen uns die Frauen weinend nach. Ihre Ehemänner sind am Morgen abmarschirt. Fischer und Bauern, Bürger und Krämer, Pächter und Eigenthümer, Herren und Diener — alle marschiren in guter Ordnung und in gutem Einverständniß. Es giebt nichts Demokratischeres, als unsere kleine Truppe. Aber sie gewährt auch nichts weniger als einen militärischen Anblick. Zwei Stunden tägliche Uebung mit alten Gewehren ist unsere ganze militärische Erziehung gewesen. Und das in einem Augenblick, wo die siegreichen Preußen zehn Meilen von uns entfernt stehen! Wir werden, wie eine Hammelheerde, aufs Gerathewohl hin weitergetrieben. Heißt dies Armeen aus dem Boden stampfen? Sind wir Soldaten, weil der Tambour zehn Schritt vor uns die Trommel rührt, nach deren Wirbel wir uns gewissenhaft zu marschiren bemühen?

Um neun Uhr erreichen wir Criquetot. Wir ziehen dort triumphirend ein. Die Ausgehobenen von Beaurepaire, Bordeaux, Tilleul und les Loges waren bereits vor uns angekommen. Ihre Tambours und Hornisten erwarten uns am Eingang des Fleckens. Dann marschirten wir, unter Vorantritt von sechs Tambours und vier Hornisten, ein.

Niemals hatte Criquetot einer solchen militärischen Feierlichkeit beigewohnt. Nach Verlauf von fünfzig Schritten hätten wir auf

dem Rathhaus-Platz anhalten können. Aber unserm Hauptmann gefiel der Luxus mit den Trommlern und Hornisten zu gut, als daß er sich das Vergnügen nicht noch etwas verlängert hätte. Wir paradiren eine Viertelstunde lang in den Straßen und Gäßchen von Criquetot vor einer staunenden Menge. An den Fenstern stehen die Frauen mit rothgeweinten Augen.

Endlich ertönt auf dem freien Platze vor der Kirche das „Halt!" Wir machen noch einige kleine Schwenkungen und gehen dann auseinander.

„Ihr Einzug ist der schönste gewesen."

„Ja, aber da Sie zuletzt ankamen, so haben Sie sich die Trommler und Hornisten der andern Abtheilungen zu Nutze machen können."

„Das ist allerdings ein großer Vortheil gewesen."

Bei diesen Höflichkeitsphrasen kann ich nicht umhin, an die Preußen zu denken, welche vielleicht schon morgen — ohne Trommelschlag und Hörnerklang — in den Straßen von Criquetot erscheinen werden.

Der Bürgermeister von Criquetot wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. Am Morgen hatte er von dem Unterpräfekten aus le Havre folgende telegraphische Depesche erhalten: „Die aus dem Bezirk von Criquetot ausgehobenen verheiratheten Männer werden sich morgen am Hauptorte vereinigen. Sie haben für Quartiere zu sorgen." Und zwei Stunden später kamen wir in einer Stärke von zwölfhundert Mann an. Quartier für zwölfhundert Mann in Criquetot! Der bestürzte Bürgermeister hatte dann telegraphirt: „Ich habe kein Quartier für zwölfhundert Mann. Man meldet außerdem die Ankunft der Preußen. Was vermögen dagegen diese unbewaffneten Leute?" Der Unterpräfekt hatte hierauf erwiedert: „Erwarten Sie neue Befehle. Falls dieselben nicht in zwei Stunden ankommen, möge Jedermann nach Hause zurückkehren."

So war die Lage der Dinge. — Wir stürmen nunmehr die Gasthäuser und die Trinkstuben von Criquetot. Nach Verlauf von einer Stunde ist alles aufgegessen. Aber an Wein und Bier war kein Mangel. Und das war die Hauptsache. Man trinkt unter größter Heiterkeit. Inmitten der lebhaften Unterhaltung höre ich folgendes Zwiegespräch:

„Ist das aber eine Aufregung! Schlimmer als an einem Markt- oder Wahltage. Heda, Fräulein Marie, geben Sie mir noch ein Gläschen Rothwein zu dreißig! Weißt Du noch Michel? Es ist derselbe, welchen wir an dem Tage tranken, als das Plebiscit stattfand."

„Ach, ja, aber das ist schlecht abgelaufen! Wenn man uns damals gesagt hätte, daß neun Monate später die Preußen kommen würden . . ."

„Reden wir nicht mehr davon. Wir können es ja doch nicht ändern. Nach dem Frühstück ist noch Zeit genug zur Traurigkeit."

Um ein Uhr sind noch keine neuen Nachrichten aus le Havre eingelaufen. Der Bürgermeister kündigt uns an, daß wir alle nach Hause zurückkehren können. Neue Berathung unter den Offizieren.

„Sollen wir in Kolonnen oder in Sektionen heimmarschiren?"

„In Kolonnen!"

„Nein, in Sektionen, das macht einen bessern Eindruck!"

„Wir sind in Kolonnen angekommen, dann können wir auch einmal in Sektionen abmarschiren!"

Diese Begründung leuchtete ein. Wir stellen uns sektionsweise auf. „Vorwärts, marsch!" Nach Verlauf von 10 Schritten: „Halt!" Man sagt, es seien neue Befehle angekommen und wir sollten Schaufeln und Hacke ergreifen, um vier Meilen oberhalb Beuzeville den Schienenweg der Eisenbahn abzuschneiden.

Wir warten eine Stunde. Die Gasthäuser und die Weinstuben füllen sich von Neuem. Da ertönt Trommelwirbel. Es ist der bestimmte Befehl eingetroffen, nach Hause zurückzukehren. Den ganzen Weg entlang treffen wir fröhliche Frauen, welche am Morgen weinten. Man gab ihnen ihre Männer zurück. Einer unserer Kameraden, welcher vollkommen betrunken war, singt ein Lied, dessen ewiger Endreim

„Les nations solidaires sont soeurs,
Gloire à jamais au drapeau tricolore"

uns bis nach Etretat verfolgt.

Um vier Uhr feierlicher Einzug in Etretat. Unser Feldzug war beendigt. Die Frauen eilen den Männern entgegen und

umarmen sie unter Freudenthränen. Ich höre, wie ein kleiner Junge zu seinem Vater sagt:

„Ist der Krieg schon zu Ende, Papa? Der hat aber nicht lange gedauert. Hast Du die Preußen geschlagen?"

7. December. — Es schneit. Die Abhänge sind ganz weiß. Der Wind weht stürmisch vom Meer herüber. Um Mittag kommen dreitausend Mobilgardisten von Dieppe an. Aber in welchem Zustand sind die Unglücklichen! Eines Abends ist der Befehl zum Abmarsch gegeben worden und am folgenden Tage sind sie frühzeitig ausgerückt. Man hat alle genommen, sogar die Lahmen und die Einäugigen. Nur die Offiziere trugen Uniformen. Die Leute sind in Blusen und Kitteln abmarschirt. Auf dem Kopfe tragen sie Mützen und Strohhüte. An den Füßen haben sie Holzschuhe, Sandalen und Pantoffeln. Um nach Etretat zu gelangen, haben sie in zwei Tagen vierundzwanzig Meilen gemacht. Auf dem ganzen Wege sind sie durch die öffentliche Mildthätigkeit ernährt worden. Sie waren mit alten Kolbenflinten bewaffnet, hatten aber keine Patronen. Der Oberst hatte es nicht einmal für nöthig gehalten, einige Leute vorauszuschicken, um uns zu benachrichtigen, daß wir dreitausend Mann zu ernähren hatten. Glücklicherweise hat man sich um die armen Leute gerissen. Ich habe allein fünf in mein Haus aufgenommen. Es waren Ackerknechte aus dem Bezirk von Envermont. Sie starben vor Hunger. Und doch sagte einer von ihnen zu mir:

„Ja, lieber Herr, es ist noch angenehmer sich zu wärmen, als zu essen."

Alle fünf saßen, nachdem sie gefrühstückt, dichtgedrängt um den Kamin. Sie sprachen nicht, sahen aber mit kindlicher Bewunderung die Flamme des Heerdes an. Sie waren traurig und ergeben. Es waren ganz junge Leute. Einer von ihnen hustete schrecklich.

Um vier Uhr sind sie wieder abgezogen. Sie setzten ihren Weg nach le Havre fort. Der Schnee, welchen der Wind emporwirbelte, fiel in dichten Flocken. Die meisten Männer waren erschöpft und unfähig zu marschiren. Man hatte alle Wagen und Omnibusse von Etretat und Umgegend requirirt. Das Vorbeifahren der

Wagen dauerte eine Stunde. Die Pferde glitten fortwährend in dem gefrorenen Schnee aus und konnten nur mit Mühe den Weg nach le Havre fortsetzen. Zwei größere Wagen waren mit Kranken angefüllt; diese lagen regelrecht neben einander auf dem Stroh ausgestreckt und waren mit großen Wolldecken bedeckt, auf welche der Schnee niederfiel. Je nach dem Schwanken des Wagens bewegten sich die Köpfe leicht von rechts nach links. Die Körper machten keine Bewegung. Man konnte sich fragen, ob dies Todte oder Lebende wären.

Alle Mobilgardisten, welche marschiren konnten, zogen froher Laune dahin. Sie hatten gegessen, sich erwärmt und neuen Muth gefaßt. Man hatte sie gut in Etretat aufgenommen und dankbar riefen sie: „Es lebe das gastfreundliche Land! Es leben die wackern Leute!"

Um acht Uhr Abends neuer Durchzug von sogenannten Soldaten. Zwei- bis dreihundert dieser armen Burschen waren, bevor sie in Etretat ankamen, von Müdigkeit und Verzweiflung ergriffen worden. Sie lagen auf dem ganzen Wege zerstreut: in Gräben und im Schnee. Man hatte Bauernwagen angespannt und sie dann nach einander aufgesammelt. Wir gaben ihnen zu essen. Um Mitternacht zogen sie ab und auch sie riefen bei dem Abmarsche: „Es lebe Etretat!" — Es hat aufgehört zu schneien. Der Himmel ist „dramatisch". Ich finde keinen andern Ausdruck dafür. Große, schwarze, vom Winde getriebene Wolken, plötzlich erhellt durch den Mond, welcher die mit sechs Pferden bespannten Wagen bescheint, die sich mühsam auf der Landstraße nach le Havre vorwärts bewegen.

8. December. — Heute Morgen etwas Sonnenschein und blauer Himmel. Man fühlt sich schon bei dem Gedanken erleichtert, daß dieser eisige Schnee nicht mehr niederfällt. Man erzählt, daß die Mobilgarden von Dieppe von den Preußen verfolgt werden, daß die Franctireurs von le Havre Etretat besetzen wollen und daß man sich morgen oder übermorgen schlagen wird. So herrscht denn allgemeiner Schrecken, obwohl aus Tours die offizielle Depesche eingelaufen ist: „Die Lage ist ruhig und immer fest."

Alle Wagen, welche am Abend zuvor die Mobilgardisten nach

le Havre gebracht haben, kehren heute Morgen zurück und fahren, mit Flüchtlingen beladen, alsbald wieder ab.

Wir erhalten Nachrichten über den Kampf bei Buchy. Ein Mobilgardist aus Etretat überbringt uns dieselben. Alle unsere Mobilgardisten, welche wir am vierzehnten November bis Tilleul begleitet hatten, sind in einem Bauernhof zu Gefangenen gemacht worden. Einer von ihnen, ein großer und hübscher Jüngling von vierundzwanzig Jahren, welcher in Etretat bei allen beliebt war, ist getödtet worden. Der junge H. erzählt uns den Tod seines Kameraden folgendermaßen:

„Das Bataillon war mit der Eisenbahn bis in die Nähe von Buchy gekommen. Nicht weit vom Dorfe Bosc-le-Hard läßt man uns aussteigen und wir marschiren dann auf der Landstraße weiter. Plötzlich hören wir einen Knall. Granaten fallen unter uns nieder. Wir waren, ohne es zu ahnen, mitten in der Schlacht. Ein großer Bauernhof nimmt uns auf, in welchem wir uns sogleich zur Erde niederwerfen. Die Granaten verfolgen uns auch hierhin und schlagen die trockenen Zweige der Aepfelbäume ab, welche auf uns niederfallen.

Glücklicherweise befand sich bei unserer Truppe als Ordonnanz des Befehlshabers ein aus Metz entwichener, gedienter Kavallerist. Er erbietet sich auf Kundschaft auszureiten. Wir erheben uns halb über die Böschung und sehen ihn auf seinem kleinen weißen Pferde im Galopp über die Ebene dahinsprengen. In rasender Eile, den Kopf auf den Hals seines Pferdes niedergebeugt, ritt er direkt in die Richtung, von der die Granaten herkamen. Endlich hält er, in einer Entfernung von etwa tausend Meter, plötzlich an. Dort verharrt er, aufrecht im Steigbügel stehend, eine volle Minute, indem er sorgfältig um sich blickt. Inmitten der Geschosse blieb er ganz ruhig. Als er genug gesehen hatte, kehrte er um und ritt in rasendem Galopp zu uns zurück.

„Zurück, rasch zurück!“ rief der Reiter bei seiner Ankunft.

Der Befehlshaber stellt eine Kompagnie auf, um den Rückzug zu decken. Arme siebente Kompagnie. Von hundert Mann sind nur dreißig zurückgekehrt! Während wir uns kämpfend zurückziehen, sehe ich, wie die Arrière-Garde bei jedem Schritt Leute ver-

liert. Houville war wie ich Unteroffizier in der zweiten Kompagnie. Wir marschirten neben einander. Er war ein guter Schütze und wandte sich von Zeit zu Zeit um, um auf die Preußen einen Schuß abzufeuern. Ach, sagte er mir, noch einer... das wird der letzte sein! Er wandte sich um, zielte . . . da wurde er von einer feindlichen Kugel mitten ins Herz getroffen und war sofort todt. Er hatte nicht gelitten."

9. December. — Heute Morgen triumphirende Nachrichten: Paris, von drei Seiten zugleich entsetzt, hat einen Zuzug von zehntausend Ochsen erhalten. Das Armeekorps des Generals Manteuffel hat eiligst Rouen geräumt. Fünfundzwanzigtausend Mann aus le Havre verfolgen die Preußen. Dreitausend Freiwillige aus derselben Stadt sind abmarschirt, um Rouen niederzubrennen und die Stadt wegen ihrer verbrecherischen Kapitulation zu bestrafen u. s. w.

10. December. — Heute Morgen traurige Nachrichten: Die Regierung von Tours hat sich nach Bordeaux zurückziehen müssen. Der General Chanzy hat den Rückzug angetreten. Der General Ducrot ist über die Marne zurückgegangen. Die Preußen rücken in Eilmärschen auf le Havre vor. Von allen Seiten, aus Epreville, Bolbec, Alvimare u. s. w., berichtet man von Rekognoscirungs-Ritten der Garde-Dragoner.

Um Mittag Trommelwirbel. Alle Thüren öffnen sich. Eine angstvolle Menge umgiebt den Ausrufer, welcher verkündigt, „daß auf dem Wege vom Schuster Thurin bis zum Hôtel Blanquet, ein Portemonnaie in rothem Maroquin-Leder, mit siebzehn Francs fünfzig Centimes Inhalt, verloren worden ist!"

Allgemeine Enttäuschung und lebhafte Erörterung. Die allgemeine Meinung ist dafür, daß man in solchen Augenblicken nicht wegen verlorener Gegenstände trommeln dürfe. Drei oder vier Honoratioren begeben sich zum Bürgermeister. Nach einer langen Berathung faßt man folgenden Beschluß: „Der Ausrufer wird sich bei verlorenen Gegenständen einer Glocke bedienen und die Trommel nur bei Mittheilungen der Regierung anwenden." Diese Entscheidung findet eine günstige Aufnahme.

Um zwei Uhr kommt ein Mann auf dampfendem Rosse an-

geritten. Es ist ein Polizeidiener von Fécamp. Er hält einen Augenblick auf dem Rathhaus-Platze an und ruft: „Die Preußen! Die Preußen kommen! Ich will die Nachricht sogleich nach le Havre bringen!" Und ohne seinem Pferde Zeit zum Verschnaufen zu lassen, reitet er in demselben Galopp, wie er gekommen war, wieder fort.

Zwei- bis dreihundert Personen hatten die Nachricht vernommen. Die Eindrücke, welche dieselbe hervorbrachte, waren gemischt. Es war eine seltsame Mischung von Schmerz, Zorn, Unruhe und Neugierde. Ich wage es kaum zu sagen, welches Gefühl vorherrschte. Aber doch ist es so: es war die Neugierde. Die Franzosen lieben die Aufregung und das Schauspiel.

Zwei oder drei Minuten nach der Abreise des Polizeidieners von Fécamp erhebt sich der Ruf in der Menge: „Truppen! Truppen, welche zu Wasser von le Havre ankommen!" Alles eilt zum Strande. Einer der großen Schleppdampfer aus le Havre, der „Herkules", hat sich einige hundert Meter vom Gestade vor Anker gelegt. Unser Bürgermeister, ein alter Fischer von fünfundsiebenzig Jahren, der Vater Vatinel, wirft sich in einen Nachen und redet nach Verlauf einiger Minuten den Dampfer an. Es waren keine Truppen, welche der „Herkules" nach Etretat brachte, sondern die aus Fécamp ausgeschriebenen, verheiratheten Mannschaften, eine unbewaffnete Truppe von tausend bis zwölfhundert Mann. Da der Unterpräfekt von le Havre den Leuten weder Uniformen, noch Gewehre, noch Patronen geben konnte, so hatte er sich entschlossen, sie nach Hause zurückzusenden. Die Gerechtigkeit erfordert hier zu bemerken, daß sich unter allen aus der Normandie Ausgehobenen kein einziger Widerspenstiger gefunden hatte. Die Mannschaften hatten nicht gefehlt. Was aber fehlte, waren Hülfsmittel und die Zeit, um aus diesen Leuten Soldaten zu machen.

Der Kapitän des „Herkules" hatte Befehl, in Etretat die verheiratheten Männer aus Fécamp auszuschiffen. Diese sollten dann ihren Weg zu Fuß fortsetzen. Aber der Vater Vatinel beeilte sich, ihnen zu erklären, daß sie dann sicher den Preußen in die Hände fallen würden. Das Klügste sei, die Küste entlang zu

fahren, um ausfindig zu machen, ob dieselbe französisch geblieben oder preußisch geworden sei. Der Kapitän des „Herkules“ folgt dem klugen Rathe, und der Schleppdampfer segelt mit seiner Mannschaft wieder in die hohe See hinaus.

Die Räder des Dampfschiffes hatten sich noch nicht fünfzig Mal gedreht, als ein neuer Ruf in der Menge ertönte: „Die Preußen sind angekommen! Sie zerstören den Telegraphen!“ Nunmehr ergreift alle ein Gefühl unbezwinglicher Neugierde. Männer, Weiber, Kinder — alle eilen im Laufschritt zum Rathhaus. — Die Preußen hatten ihre Zeit nicht verloren. Am Eingang des Dorfes, nach der Seite von le Havre hin, waren zwei preußische Dragoner mit der Pistole in der Hand postirt. Auf dem Rathhausplatz wurden etwa fünfzehn Pferde von drei oder vier Dragonern mit der Hand festgehalten. Auf dem Wege nach Fécamp standen etwa fünfzig Reiter. Die Offiziere ritten hin und her. Ein Dutzend Leute sägten die Telegraphen-Pfähle ab und zerstörten die Drähte mit großen Säbelhieben. Die Drähte schlugen in metallischem Klange gegeneinander, zerbrachen und hingen nach allen Seiten herab.

Inzwischen kam der Vater Vatinel in Holzschuhen, im Kittel und mit seiner großen rothwollenen Mütze bedeckt, eiligst herbei.

Er stand bald dem Führer der Abtheilung gegenüber und es entspann sich nun folgendes Zwiegespräch zwischen unserm wackern Bürgermeister und dem Rittmeister der preußischen Garde-Dragoner.

„Sie haben Gewehre?“

„Nicht ein einziges.“

„Sie haben welche gehabt?“

„Ja, ich habe siebzig Steinschloß-Gewehre gehabt, aber keine Patronen. Damit konnte man nicht viel Uebles anrichten.“

„Und wo sind jetzt diese siebzig Gewehre?“

„Unsere Mobilgardisten haben sie mitgenommen.“

In Wahrheit waren diese Gewehre am selbigen Morgen in einem kleinen, mit Stroh bedeckten Wagen nach le Havre gesandt worden.

„Und wo sind die Mobilgardisten?“

„Vor acht Tagen standen sie Ihnen bei Buchy gegenüber. Diejenigen, welche nicht gefallen, sind Ihre Gefangenen.“

„Sie haben also keine Gewehre mehr?"

„Wenn Sie ein einziges finden, so erschießen Sie mich damit."

„Aber Sie sind eine reiche Gemeinde. Es befinden sich hier sehr niedliche Häuser."

„Sie gehören den Parisern."

„Wohnen hier denn Pariser?"

„Einige, nicht sehr viele. Vergangene Woche waren ziemlich viele hier. Aber sie sind alle abgereist, als sie von Ihrer Ankunft hörten. Und diejenigen, welche geblieben, sind sehr bedrückt. Sie haben keinen Pfennig Geld und werden von uns ernährt. Was uns anbetrifft, so sind wir nur arme Heringsfischer. Und der Fang geht augenblicklich nicht einmal gut."

„Nun wohl. Aber diese Häuser haben Besitzer. Haben Sie also die Freundlichkeit, die Letzteren wissen zu lassen, daß wir, wenn man irgend etwas von dem wiederherstellt, was wir jetzt vernichten, das Dorf anzünden und ihm außerdem eine Geldbuße von zehntausend Francs auferlegen werden. Sie verstehen, nicht wahr?"

„Ja, ich verstehe."

„Und wiederholen Sie bitte: das Dorf verbrannt und zehntausend Francs Geldbuße."

Die letzten Worte, in gutem, richtigem Französisch gesprochen, wurden wie eine Lektion hergesagt und mit lauter Stimme wiederholt. Es war nothwendig, daß sie von allen verstanden wurden. Solche Drohungen, welchen übrigens oft genug die That gefolgt ist, lagen in der preußischen Taktik. Von diesem Augenblick an lastete der Druck des preußischen Schreckens auf dem Dorfe.

Ich betrachte diese Dragoner. Männer und Pferde sind in tadellosem Zustande. Es ist ein schmerzliches Schauspiel, wenn man diese kräftigen, gut ausgerüsteten, gut befehligten und gut disciplinirten Reiter in demselben Dorfe sieht, welches achtundvierzig Stunden vorher von jener Fluth zerlumpter und ausgehungerter Mobilgardisten überschwemmt war. Alle diese Preußen haben ein kräftiges und gesundes Aussehen. Sie plaudern, lachen und scherzen. Fast alle haben die Mähnen ihrer Pferde mit kleinen bunten Bändern geschmückt. Auf der Schulter von drei

bis vier Pferden sieht man ein großes „N“ mit darüber befindlicher, kaiserlicher Krone. Ehemalige Pferde unserer Garde-Regimenter, welche bei Sedan oder Metz gefangen genommen wurden, vollenden unter einem preußischen Reiter den unter einem französischen Reiter begonnenen Feldzug. Einer der Dragoner hält in der Hand eine kleine Kinderpeitsche. Er betrachtet dieselbe liebevoll und läßt sie, zur großen Freude seiner Kameraden, welche laut lachen, lustig knallen.

Die Telegraphendrähte liefen neben den Fenstern einer Mädchenschule vorbei. Einer der Dragoner, welcher auf die Drähte hieb, schlug vorbei und zerbrach ein Fenster. Sogleich fangen alle kleinen Mädchen an zu schreien: „Die Preußen, die Preußen!“ Der Dragoner stand auf einem kleinen Karren, und die Kinder sahen, dem Fenster gegenüber, nur eine Pickelhaube und einen großen, auf- und niederfahrenden Säbel. Einer der Offiziere, welcher das Schreien der hundertfünfzig kleinen Mädchen hört, eilt herbei: „Der Mann ist zu hastig gewesen“, sagt er, „es thut mir leid.“

Inzwischen waren zwei bis drei Dragoner in das Schulzimmer getreten und suchten die armen Kleinen, welche sich haufenweise in eine Ecke geflüchtet hatten, zu beruhigen. Die Ordensschwestern hatten sich, sehr blaß, aber ruhig, in ihren grauen Gewändern und ihren weißen Hauben vor die Kinder gestellt. „Keine Furcht, keine Furcht!“ sagen die Dragoner, „nichts Böses thun, nicht böse.“ Und einer der Preußen, welchem es gelungen war, eins der kleinen Mädchen zu erwischen, umarmte es und sagte zu der Schwester: „Ich habe auch zwei Kinder: eins ist so groß, ein anderes so groß,“ und deutete dabei mit der Hand die Größe an. Als dieser Mann so sprach, war er nicht traurig. Er schien im Gegentheil glücklich zu sein, Kinder zu sehen.

Im Augenblick als die Preußen ankamen, waren die Fischer am Strande. Sie waren im Begriff, auf den Heringsfang zu gehen, ließen indeß nun ihre Netze im Stich und kehrten eiligst zurück. Dann vereinigten sie sich zu kleinen Gruppen und blickten die Preußen unbeweglich und schweigsam an. Einer der Fischer, welcher mit einem Bündel Netze über der Schulter nach Hause zurückkehrte, wurde von einem Dragoner angeredet.

„Befindet sich die Moos-Fontaine noch immer an derselben Stelle?"

„Was, Sie kennen . . . ."

„O, ich bin früher schon in Etretat gewesen."

„Ißt man noch immer gut bei der Mutter Hauville?"

„Der Mutter Hauville," sagt der Fischer, „habt ihr vor acht Tagen den Sohn getödtet."

Am Abend meinte eins der alten Dorfweiber: „Merkwürdig ist die Sache doch. Ich lebe nun bereits sechzig Jahre in Etretat und kenne nicht die Moos-Fontaine. Und diese Preußen kennen sie!"

Als dem Befehlshaber die Zerstörung des Telegraphen genügend schien, ließ er seine Leute wenden und wieder den Weg nach Fécamp einschlagen. Sie ritten im Trabe ab. Der Rittmeister ließ sie vorbeidefiliren. Als sie alle vorübergezogen waren, wandte er sich an einen Einwohner:

„Wollen Sie mir bitte sagen, wo ich Photographien von Etretat kaufen kann?"

Man zeigte ihm den Laden von Fossey, welcher nur einige Schritte entfernt lag. Der Offizier suchte, ohne vom Pferd zu steigen, unter dem Packet acht bis zehn Photographien aus. Noch beim Betrachten sagte er:

„Schönes Land, sehr schönes Land, dieses Frankreich. Ich kaufe von allen hübschen Plätzen Photographien. Hier haben Sie Geld. Es ist französisches Geld aus Metz."

Er übergab dann Fossey zwei Fünffrancs-Stücke mit dem Bildniß Napoleons III. Der ganze kleine Handel dauerte nur drei bis vier Minuten. Die Dragoner hatten inzwischen schon die Höhe der Küste von Fécamp erreicht. Der Offizier war allein mit einem Trompeter zurückgeblieben, welcher in einer Entfernung von zehn Schritt unbeweglich hinter ihm hielt. Dann ließ er die Photographien in die Satteltasche gleiten und ritt in kurzem Trabe davon. Ein Straßenjunge rief: „Glückliche Reise, ihr Preußen!" Der Offizier verschwand bei der Krümmung des Weges. Etretat war geräumt und wieder französisch geworden.

Der Tag vergeht in der größten Traurigkeit, aber auch in der größten Ruhe. Am Abend bleibt die Post von le Havre

aus. Um zehn Uhr kommt zu Fuß von le Havre ein verheiratheter Mann, welcher am Morgen die Abreise des „Herkules“ verfehlt hatte. Der Postschaffner hatte nicht gewagt, sich auf den Weg zu machen, weil in le Havre bekannt geworden war, daß Etretat durch „ein preußisches Armeekorps“ besetzt worden sei. Derselbe Mann bringt uns aus le Havre eine Zeitung, welche folgende, vom 9. December aus Tours datirte und von Gambetta unterzeichnete Depesche enthält:

„Die Uebersiedelung der Regierung nach Bordeaux hat den Zweck, den strategischen Bewegungen vollkommene Freiheit zu gewähren. Die militärische Lage ist gut. Unsere Feinde halten ihre Lage selbst für kritisch. Ich habe Beweise dafür. Geduld und Muth. Wir werden uns schon aus der Sache herausziehen. Habt nur Thatkraft und verbannt die Furcht. Mißtraut den falschen Gerüchten und glaubt an den guten Stern Frankreichs.“

„An den guten Stern Frankreichs glauben, und den falschen Gerüchten mißtrauen“ — das waren ohne Zweifel ganz vorzügliche Rathschläge. Aber sie waren von verlassenen Leuten, ohne Vertheidigung und ohne Schutz vor dem preußischen Einfall, schwer zu befolgen.

Die Zeitung von le Havre enthält ebenfalls eine glänzende Proklamation des Unterpräfekten Ramel:

„Auf! Alles zu den Waffen! Ich habe der Regierung der nationalen Vertheidigung zugeschworen, ihr den Sieg zu geben. Sie hat von meinem Schwur Kenntniß genommen und diesen Schwur werde ich halten!“

11. December. — Vollständige Ruhe. Keine Preußen zu sehen.

„Mama,“ sagt ein kleiner Knabe von fünf Jahren zu seiner Mutter, „kommen heute keine Preußen? Es ist so amüsant, Soldaten zu sehen.“

Die Mutter schilt das Kind aus und ertheilt ihm eine kleine Lektion in der Vaterlandsliebe, welche aber nur geringe Wirkung hervorbringt.

Dieselben Garde-Dragoner, welche uns gestern einen Besuch abgestattet haben, sind heute nach Criquetot und nach Gonneville

gezogen. Dort haben sie etwa dreißig alte Steinschloß-Gewehre zerstört, welche den Nationalgardisten zugetheilt gewesen waren.

Wie traurig und merkwürdig würde die Geschichte eines dieser Steinschloß-Gewehre sein! Unter der Restauration leistet es gute Dienste in dem aktiven Heere, macht den Krieg nach Spanien mit und wird, schon etwas abgenutzt, im Jahre 1830 das Gewehr der Nationalgarde. Sein Besitzer ist ein guter liberaler Bürger, aber liberal-konservativ. Am Begräbniß-Tage des Generals Lamarque steht dieser Bürger Schildwache vor einem Thore des Rathhauses. Ein Blusenmann stürzt sich auf ihn, rennt ihn um, entreißt ihm sein Gewehr und läuft fort. Das Gewehr wird revolutionär und republikanisch. Man wirft es in einen Keller. Aber bei jedem Aufstand zieht man es aus seinem Winkel hervor. Dann thut es seine Dienste hinter den Barrikaden. Es nimmt Theil an der Februar-Revolution, an der Juni-Revolution und an dem Widerstande im December 1851. Dort wird sein Herr gefangen genommen und nach Cayenne gesandt. Das Gewehr kehrt in die Staats-Magazine zurück. Man legt es in eine große Kiste und sendet es nach Brest. Man öffnet die Kiste und prüft die Waffen. „Alte Steinschloß-Gewehre, dienstuntauglich!" sagt der Aufseher. Man schließt die Kiste und bringt sie auf den Boden. Nun kommen neunzehn Jahre der Ruhe für das Gewehr. Im September 1870 nimmt man die Kiste und schickt sie nach le Havre. Von dort aus werden sie den verschiedenen Gemeinden des Bezirkes überwiesen. Das Gewehr wird nach Criquetot gesandt und drei Monate hindurch machen ein Krämer, ein Bauernknecht und ein Fuhrmann damit ihre Uebungen. In Wirklichkeit giebt es für die drei Nationalgardisten nur ein Gewehr. Am elften December kommen die Preußen nach Criquetot und das Gewehr wird zerbrochen und von einem preußischen Garde-Dragoner mit Füßen getreten. Ja, es würde sich wohl verlohnen, die Geschichte eines dieser Steinschloß-Gewehre niederzuschreiben. Sie würde eine Menge philosophischer Betrachtungen enthalten: man könnte daraus unser ganzes Elend, unsere unnützen Revolutionen, unsere thörichten Kriege erkennen — kurz, alle unsere Fehler und alle unsere Schicksalsschläge. —

Um Mittag vertheilt die Briefträgerin die Briefe aus Paris. Dieselben sind ergreifend. „Mit Hilfe der Provinz werden wir uns aus der Gefahr ziehen . . . . Gute Nachrichten aus der Provinz . . . . Bourbaki ist in Senlis . . . Die preußische Armee ist in Versailles von der Loire-Armee umringt u. s. w. u. s. w.“ — Warum sagt man den Parisern nicht die Wahrheit? Warum giebt man ihnen nicht zu verstehen, daß sie nur auf sich selbst zu rechnen haben?

12. December. — Heute Morgen regnet es in Strömen. Der Frost hat plötzlich aufgehört. Die preußischen Plänkler sind im Café Terreux, drei Meilen von Etretat, auf dem Wege nach le Havre. Folglich ist jeder Verkehr unmöglich. Den einzigen Weg nach le Havre bildet jetzt für uns das Meer. Wir sind wie Schiffbrüchige auf einer verlassenen Insel. Der kleinste Nachen, welcher auf dem Meer erscheint, läßt unsere Herzen höher schlagen. Kommt er zu uns? Bringt er Briefe, Zeitungen, Nachrichten? Nein, er zieht vorüber und wir nehmen traurig unsern Spaziergang am Ufer wieder auf.

Um elf Uhr langen von Neuem vier Preußen an: drei Offiziere und eine Ordonnanz. Es sind dieselben Offiziere, welche gestern dem Verhör des Vater Vatinel und der Zerstörung der Telegraphendrähte beigewohnt haben. Sie sind geradenwegs in das Hôtel Blanquet gegangen, ohne, zum größten Erstaunen der Einwohner, nach dem Wege zu fragen. Die Offiziere haben, ehe sie sich zu Tisch setzten, etwas mit einem Reisenden geplaudert, welcher sich in dem Hôtel befand. Sie haben ihm erzählt, daß die Loire-Armee zwei Mal geschlagen und in voller Auflösung begriffen sei. Im Norden gäbe es keine französische Armee mehr. Paris widerstände noch immer und vertheidige sich gut, trotzdem die Pariser fortführen, Ratten zu essen. Dann haben die drei Offiziere laut gelacht und wiederholt: „Ratten, sie essen Ratten!“ Um Mittag sind die Offiziere lachend, rauchend, plaudernd auf dem Wege nach Fécamp wieder abgezogen. Auf der Straße lassen sie, um sich zu zeigen, ihre Pferde kleine Kapriolen machen.

„Sie sind in Frankreich wie zu Hause“, sagte ein alter Fischer, als er sie vorüberreiten sah.

Die Scene von vorgestern war weniger schmerzlich. Sie zeigte wenigstens eine gewaltthätige und brutale Seite. Die umgestürzten Pfähle, die zerbrochenen Drähte, die Drohungen von Plünderung und Brand — das war der Krieg. Aber man kann sich nichts Schrecklicheres denken, als die heutige Scene, wo diese Offiziere eine Vergnügungs-Partie nach Etretat machen, dort frühstücken und auf französischem Boden spazieren reiten. Und dabei ist das Wetter wunderschön, und die Preußen sehen im schönsten Glanze das Meer, unser Thal und unsere Gestade.

Um zwei Uhr kommt ein zweiter preußischer Besuch. Es sind acht bis zehn Reiter von der vorgestrigen Abtheilung. Diese, meistens Unteroffiziere, sind unverschämt und hochmüthig. Sie gehen am Strande spazieren, lassen ihre Säbel hinter sich herschleifen und belustigen sich damit, Steine ins Meer zu werfen und dieselben auf dem Wasser aufhüpfen zu lassen.

„Ach", sagt mir naiv eine Frau, „ich mag diese Leute nicht, sie sehen so gewöhnlich aus." Die Preußen fangen nun an, die Anhöhe emporzusteigen, um die Kapelle und das Panorama zu betrachten. Vom Strande aus sieht man sie hinaufgehen, gefolgt von der ganzen Dorfjugend. Gerade als sie die Höhe erreichen, reitet ein Dragoner im Galopp, mitten durch die Stricke, Netze und Schiffswinden an uns vorüber. Er hält am Fuß der Anhöhe an und ruft die Unteroffiziere mit vorgehaltener Hand laut an. Diese steigen sofort herab. Der Dragoner sagt ihnen einige Worte, worauf sie eiligst nach dem Hôtel stürzen, ihre Pferde verlangen und im Galopp davon reiten.

Nunmehr hatte die Phantasie freien Spielraum: „Die Armee von le Havre hat einen Ausfall gemacht und die Preußen sind geschlagen worden."

Die Straßen von Etretat sind voller Menschen. Einige werfen sich nieder, halten das Ohr an den Boden und behaupten, Kanonendonner zu hören. Allerdings hat diese plötzliche Abreise der Preußen etwas überraschend gewirkt.

13. December. — Am Abend gehe ich in das Hôtel Blanquet und höre dort folgende Unterhaltung zwischen zwei Gästen.

„Also Du warst an dem Tage, als die Preußen einzogen, in Fécamp?“

„Ja.“

„Wie ging es denn dabei her?“

„Wie es herging? Nun die Preußen durchzogen die Stadt zu Pferd und zu Fuß. Später saßen sie vor den Cafés, besuchten das Kasino und betrachteten die Geschütze am Strande. Auf dem Marktplatze saß ein Dutzend Dragoner, welche tranken und die Straßenjungen trinken ließen.“

„Und die Bewohner von Fécamp?“

„Ei, was sollten die viel sagen. Sie verhielten sich ruhig, außer einer Krämerin, welche nicht blöde war.“

„Was machte sie denn?“

„Nun, ich habe alles gesehen und gehört. Drei Dragoner treten in ihren Laden und trinken drei kleine Gläser Likör, welche sie mit zehn Centimes bezahlen. Dagegen ließ sich nichts sagen, denn es war der Preis. Aber gerade als sie den Laden verlassen wollten, verlangt einer der Dragoner ein halbes Pfund Chokolade, steckt es in seine Tasche und bezahlt dafür dreißig Centimes. „Es kostet fünfzig Centimes,“ sagt die Krämerin. „Dreißig Centimes genügt,“ antwortet der Preuße, geht hinaus und nimmt die Chokolade mit. Aber die Krämerin eilt ihm nach und ruft: „Sei nur ruhig, ich werde Dich schon wieder fassen!“

Am späten Abend gehen merkwürdige Gerüchte in Etretat umher: Die Belagerung von Paris aufgehoben, Bismarck gefangen genommen, Ducrot marschirt mit hunderttausend Mann gegen Rouen u. s. w.

14. December. — Eine arme alte Frau aus Loges, welche uns Butter und Eier verkauft, ist gerade in unser Haus getreten. Ich habe sie gefragt, was ihre beiden Söhne machen, welche als Mobilgardisten in le Havre weilen.

„Es geht ihnen gut, mein Herr,“ antwortet sie. „Ich habe den jüngsten am letzten Sonntag gesehen. Um den ältesten bin ich nicht besorgt: er hat eine gute Gesundheit und ist niemals krank gewesen. Und dann war es immer schon sein Wunsch, einmal Soldat zu sein. Aber der jüngste hatte im letzten Winter

das Nervenfieber. Er ist nur durch ein Wunder davon gekommen und kränkelt noch.

Als er abmarschirt ist, habe ich laut geweint. Als ich nun am Sonnabend, wo es so bitter kalt war, hörte, daß die Preußen heranrückten, daß eine Schlacht bevorstände und ich meinen Jungen vielleicht nicht wiedersehen würde — da bin ich nach Fécamp gegangen, habe dort einen großen Mantel gekauft und bin dann zu Fuß nach le Havre weitermarschirt. Im Café Terreux waren Preußen. Da ich fürchtete, sie könnten mir meinen Mantel fortnehmen, habe ich die Landstraße verlassen und bin den Strand entlang bis nach le Havre gegangen. Dort bin ich um zwei Uhr angelangt. Mein Junge lag vor dem Fort Sainte-Adresse. Aber er hat meinen Mantel nicht nehmen wollen. Er sagte, er fröre nicht, der Mantel hindere ihn nur beim Gehen. Er schliefe seit acht Tagen draußen und habe sich niemals so wohl befunden. Ich müsse dem Kaufmann den Mantel zurückbringen und mir mein Geld wiedergeben lassen. Da bin ich endlich ärgerlich geworden. Aber er sah wirklich gut aus. Sehen Sie, mein Herr, die Vorsehung beschützt ihn. Sonst könnte er nicht solche Strapazen ertragen."

Um Mittag erhalten wir Briefe aus Paris. Sie sind durchnäßt, beschmutzt und kaum leserlich. Der Ballon, welcher sie brachte, ist in Norwegen niedergefallen. Die Briefe sind also aus der Straße Jean-Jacques-Rousseau über Christiania nach Etretat gekommen.

Von allen Seiten kommen Nachrichten, welche von dem raschen Rückzug der Preußen sprechen. Sie haben Gonneville, Bolbec, Goderville und Montivilliers verlassen. Man sagt, daß sie in Eilmärschen in der Richtung nach Paris fortziehen. Ein Köhler, welcher von Fécamp kommt, erzählt, daß der General Vinoy diese Nacht mit sechzigtausend Mann in Rouen eingezogen ist.

Die Zeitungen von le Havre bringen uns eine aus Versailles datirte Depesche. Sie kündigt an, daß der König von Preußen „zu seinem Bedauern" gezwungen sein wird, Paris zu beschießen. „Seine Majestät glaubt, daß es grausamer ist, Hundert-

tausende von Nichtkämpfern auszuhungern, als durch Beschießen einige Personen zu tödten. Uebrigens ist der König sehr gegen die Pariser erbittert, da sie auszuharren beschließen, trotzdem ihre letzte Hoffnung auf die Hilfe der Armeen aus der Provinz verloren ist."

Dann folgen ohne Uebergang lange Einzelheiten über den Schmerz des Königs von Preußen, als er den Tod seiner Schwester erfahren hat. „Fritz hat dem König selbst die Nachricht überbracht. Man hatte große Vorsichts-Maßregeln angewandt, damit das Telegramm den König nicht direkt erreichen solle u. s. w."

Es hat aufgehört zu regnen. Wir rüsten einen kleinen Wagen aus und fahren nach Goderville. Keine Preußen sind dort zu sehen. Die hundertundfünfzig Dragoner, welche sich im Hôtel Jourdain einquartirt hatten, sind vorgestern Morgen eiligst fortgeritten. Die Mutter Jourdain erzählt uns von dem preußischen Einzug in Goderville. Nichts gleicht an Lebhaftigkeit der Schilderung ihrem Bericht. Ich will, obgleich es schwierig ist, die Sache mit ihren eigenen Worten hier wiederholen:

„Es war am Freitag, um ein Uhr Nachmittags. Jourdain war zu einem Pferdemarkt nach le Havre gegangen. Da kommt plötzlich eine meiner Nachbarinnen und sagt zu mir: „Man spricht von der Ankunft der Preußen." Ich sage zu ihr: „Ach, laß doch! Man kündigt sie immer an und sie kommen nie. Wer hat sie denn gesehen?" „Der Landbriefträger von Beuzeville. Er hat mit ihnen gesprochen." „Er wird sich getäuscht haben. Er hat vielleicht mit den Plänklern von le Havre geplaudert." „Nein, es waren Preußen." Während wir noch so reden, hören wir Pferdegetrappel. Wir treten in die Thür und sehen die preußischen Pickelhauben herankommen. Die Nachbarin entflieht schreiend. Meine beiden Töchter waren zugegen. Ich sage zu ihnen: „Nur ruhig, keine Angst; das sind die Preußen!" Die ältere ist auch nicht furchtsam. Aber die jüngste fängt an zu weinen und sagte: „Mama, sie werden uns Böses zufügen, sie werden alles fortnehmen." Ich sage zu der älteren: „Führe die Kleine fort. Bleibt vorläufig bei einander. Ich werde die Preußen empfangen."

Was mich am meisten ärgerte, war, daß Jourdain nicht da

war und daß wir fünfundfünfzig Verkaufspferde in den Ställen und tausend Sack Hafer in den Schuppen hatten. Denken Sie einmal: vierundzwanzig Francs der Sack!

Ich saß also nicht gerade vergnügt in der Küche, als ich fünf bis sechs Preußen im Galopp in den Hof reiten sah. Alle springen von den Pferden. Zwei gehen in die Ställe, betrachten das Innere und schreiben mit Kreide Ziffern an die Mauer. Ich frage den einen Soldaten: „Was machen Sie da?“ Er antwortet mir nicht, geht von Thür zu Thür und schreibt: 12, 15, 6 u. s. w. Als er am Ende angekommen ist, frage ich noch einmal: „Was wollen Sie denn eigentlich?“ Er antwortet mir: „Unsere Pferde. Hier unsere Pferde. Platz, viel Platz. Gutes Haus. Euere Pferde draußen, unsere Pferde drinnen.“ „Was, unsere Pferde draußen? Wohin soll ich sie denn bringen?“ „Wohin Sie wollen; meinetwegen aufs Feld. Wir bleiben hier. Wo ist der Hafer?“

Bei dieser Frage läuft mir, als ich an unsere tausend Sack Hafer denke, ein Schauer den Rücken herab.

Es kommt ein Offizier zu Pferde. Ich eile ihm entgegen und sage zu ihm: „Herr Offizier. Ich habe fünfundvierzig Pferde und ziemlich viel Hafer.“ Er antwortet mir: „Man wird den Hafer nehmen. Aber nicht die Pferde. Führt dieselben fort. Wir wollen hier wohnen: Offiziere und Soldaten. Haben Sie neun Zimmer für die Offiziere?“ „Ja, ich habe neun Zimmer. Aber ich habe keine Zimmer für die Soldaten.“ „Ach, das ist auch nicht nöthig. Die Soldaten können auf dem Hof oder unter dem Schuppen schlafen. Hafer für die Pferde, Stroh für die Mannschaften, neun Zimmer für uns. Das genügt.“ Ein anderer Offizier kommt zu Pferde an. Er steigt ab, und der erste Offizier sagt zu mir: „Führen Sie den Lieutenant, er wird die Zimmer bezeichnen.“ Ich denke an meine kleinen Mädchen und sage:

„Meine Herren, mein Mann ist in le Havre. Ich habe zwei Töchter. Ich stelle sie unter Ihren Schutz.“

Der erste Offizier fängt an zu lachen und antwortet:

„O, fürchten Sie nichts. Keine Gefahr für Ihre kleinen Mädchen. Ihre Zeitungen lügen. Wir sind keine Barbaren und wir essen keine kleinen Mädchen. In den bewohnten Häusern

geschieht nichts Böses. Aber zum Beispiel um Paris herum sind alle Häuser leer. Niemand ist da, um zu kochen, die Betten zu machen und Feuer anzuzünden. Dann rennt man natürlich die Thüren ein, und der Soldat schaltet etwas nach eigenem Belieben. Aber wenn genug Leute da sind, dann geschieht nichts Böses.“

Inzwischen sehe ich durch das Fenster und bemerke, wie die Soldaten unsere Pferde auf die Straße und unsere Wagen nebenan auf die Wiese bringen. Und dann mußte man sehen, wie sie mit dem Hafer umgingen! Derselbe lag auf dem Boden umher gestreut. Die Krippen waren übervoll. Als die Preußen fortzogen, haben wir allein zwanzig Säcke mit Hafer aus den Krippen gefüllt. Von Goderville sind die Preußen nach Fécamp und Etretat geritten. Von letzterem waren sie ganz entzückt. Sie sagten, die Aussicht sei herrlich und es gäbe dort reizende Häuser. Sie hätten Pariserinnen gesehen. Aber diese Pariserinnen müßten sehr arm sein, denn sie trügen noch Sommerkleider. Als sie dies sagten, lachten sie wie toll.

Am Sonntag sind sie nach Gonneville gezogen. Uebrigens waren sie in fortwährender Bewegung: Stafetten flogen nach allen Richtungen. In der Nacht wachten immer zwei bis drei Offiziere, um die Soldaten zu beaufsichtigen und die Patrouillen zu kommandiren. Und dann muß man sehen, wie alles am Schnürchen geht! Man muß ihre guten Kleider, ihre großen Mäntel und ihre dicken Stiefel sehen! Wenn man das Elend unserer Mobilgardisten gesehen hat, und sieht dann die strammen Preußen — dann erklärt sich alles. Die Partie ist ungleich.

Am Sonntag Abend gegen Mitternacht hat der Rittmeister einen großen Brief erhalten. Es war ein Brief vom General. Ich weiß nicht, was darin stand. Aber ich weiß, daß die Offiziere sich in der Nacht nicht zu Bette gelegt haben, sondern in großer Bewegung hin und her gingen. Bei Tagesanbruch ein Trompetenstoß — und Alle ritten in starkem Galopp auf Beuzeville zu.“

Wir verlassen Goderville um drei Uhr. Als wir in Etretat ankommen, bemerken wir eine große Menschen-Ansammlung vor der Thür des Rathhauses. Man drängt sich mit Laternen in der

Hand um einen Anschlag-Zettel. Wir nähern uns und lesen folgende amtliche Depesche:

Der Bürgermeister von Valmont an den Bürgermeister von Fécamp.

„Paris entsetzt!

Bismarck mit achtzigtausend Mann in Versailles eingeschlossen!

Fünfzigtausend Gefangene!

Fünfzig erbeutete Kanonen!

Zweihundert Kanonen vernagelt!

Dem Prinzen Friedrich Karl ist der Kopf durch eine Kanonenkugel fortgenommen worden!

General Trochu kommt mit sechzigtausend Mann von Nantes!

General Vinoy kommt mit sechzigtausend Mann nach Rouen!“

Leider vermag ich dieser wunderbaren Depesche keinen Glauben zu schenken. Und doch fühle ich mich in meiner Ungläubigkeit erschüttert, als ich die Unterhaltung von zwei Fischern anhöre:

„Das ist ja alles Unsinn,“ sagt der eine.

„Unsinn, weshalb?“

„Weil es Unsinn ist.“

„Unsinn, das ist leicht gesagt. Aber erinnerst Du Dich wohl noch, was Du sagtest, als man uns vor drei Monaten erzählte, daß der Kaiser gefangen sei und sich mit achtzigtausend Mann bei Sedan ergeben habe?“

„Was ich sagte?“

„Nun, ich erinnere mich. Du sagtest:

„Das sind Possen. Und das waren doch keine Possen. Du siehst also, daß man nicht gleich sagen darf: das ist Unsinn!“

VI.

Villersexel.

Nach der Erzählung eines Mobilgardisten.

Ich muß zunächst bemerken, daß ich nicht eigentlich als Soldat mit in den Krieg gezogen bin. Ich war ein Landmann. Eines Morgens hat man mich am Rande meines Feldes aufgegriffen, mir ein Gewehr über die Schulter gehängt und mich dann Monate lang, mit leerem Magen und durchlöcherten Schuhen, auf der Landstraße umhergetrieben. Ich weiß wohl, daß die Preußen siegreich gewesen sind, und daß wir nicht das Recht haben, stolz zu sein. Aber wenn die Preußen kein anderes Heer besiegt hätten, als dasjenige, in welchem ich diente, so würden sie nicht mit viel Ruhm nach Hause zurückgekehrt sein. Bevor wir durch die Preußen besiegt wurden, sind wir durch Entbehrungen besiegt worden.

Wir sind in den letzten Tagen des September in Lyon angekommen. Ich hatte noch meine blaue Bluse an und meinen Strohhut auf. Wenn wir durch eine Stadt zogen, so feierte man uns, rief uns an und winkte mit den Taschentüchern an den Fenstern. Man rief: „Es lebe Frankreich, es leben die Mobilgardisten!" Das war oft so kräftig, daß wir erstaunt waren, so großen Eindruck zu machen. Ich fragte deshalb einmal einen Bürger, welcher laut in die Hände klatschte, warum man so zufrieden sei, uns zu sehen. Er antwortete mir: „Man klatscht nicht Euch Beifall, sondern der Tricolore. Die rothe Fahne weht auf dem Bürgermeister-Amte, und es macht uns Vergnügen, die andere zu sehen."

Man schickt uns in ein Lager nahe bei Lyon. Dort werden wir ausgerüstet und mit zwei andern Bataillonen der Mobilgarde zu einem Regiment vereinigt. Nach und nach erhielt man ein

etwas militärisches Aussehen. Wir sind dort einen Monat geblieben.

Gegen Ende Oktober giebt man uns eines Abends um elf Uhr den Befehl, sofort abzumarschiren. Man führt uns zum Bahnhof und setzt uns in Eisenbahnwagen, in denen wir drei Stunden lang bleiben. Um zwei Uhr Nachts läßt man uns wieder aussteigen und führt uns dahin zurück, von wo wir gekommen waren. Die ganze Nacht hatten wir unter strömendem Regen zu marschiren.

Um uns eine Erklärung dafür zu geben, erzählen uns unsere Offiziere, daß sich alles verändert habe. Die Preußen marschirten auf Lyon zu; es sei nicht der Mühe werth, ihnen entgegen zu gehen. Man wolle sie hinter Verschanzungen erwarten. Wir müssen dann von fünf Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends Erdarbeiten ausführen, um rings um Lyon Befestigungen zu errichten.

Diese Beschäftigung dauerte bis gegen Ende November. Da die Preußen nicht kamen, so machten wir uns auf den Weg, sie aufzusuchen. Durch welche Oerter wir gezogen sind, vermag ich nicht mehr zu sagen. Auch würde dies wenig Interesse bieten. Wir kamen zuerst nach Nevers. Dort haben wir Nahrungsmittel erhalten und zwei Nächte lang in einem Sumpf zugebracht. Man nannte dies das „Lager von Nevers".

Dann kamen wir nach la Charité, Cosne und Gien. Von da hat man uns nach einem Orte gesandt, welcher Bois-Moran hieß, um zwei Kompagnien Turkos zu ersetzen, welche die Eisenbahnlinie bewachten. Dort waren wir während zehn Tage fast vergessen, ohne etwas zu thun und ohne jegliche Befehle. Die Kälte war bereits sehr empfindlich, aber man hatte sich nicht zu sehr darüber zu beklagen, weil zuweilen Razzias auf Geflügel in den Bauernhöfen veranstaltet wurden und die Verpflegung eine gute war. Wir marschirten dann über Gien zurück, um uns mit der Armee von Orleans zu vereinigen.

Aber diese Armee wich vor den Preußen zurück. Wir sind deshalb mit ihr zusammen zurückgegangen und nach Gien zurückgekehrt. Während dieser Zeit schneite es fortwährend. Und

dann die Entbehrungen! Es fehlte uns wahrlich nicht an Muth. Aber es fehlte uns an allem Uebrigen.

Wir waren nahe daran, von den Deutschen in Gien eingeschlossen und gefangen genommen zu werden. Dort habe ich zum ersten Male auf einem Patrouillengange nach Châteauneuf die preußischen Kanonen gehört. Es war am siebenten oder achten December. Man steckt den Bahnhof an, wirft Züge mit Lebensmitteln in die Loire, geht über die Brücke und marschirt in der Richtung nach Châtillon zu ab. Um acht Uhr Abends läßt man die Brücke über die Loire in die Luft fliegen. Wir sind die ganze Nacht hindurch marschirt. Es fror stark. Die Artillerie-Pferde konnten wegen des Schnees die Kanonen nicht ziehen. Und dann mußte man die Unordnung sehen! Die Offiziere suchten ihre Soldaten, die Soldaten ihre Offiziere. Während mehr als sechsunddreißig Stunden hat man keine Lebensmittel vertheilt. Und auf dem Wege war kein Stück Brod zu kaufen. Ich begreife nicht, daß nicht alle auf dem Wege bis nach Bourges umgekommen sind. Aber man sagte sich: „Wenn ich irgendwo niederfalle, so werde ich dort liegen bleiben, da es weder Lazarethe noch Wagen giebt, um die Kranken aufzuheben.“

In Bourges sagt man uns, daß wir unter dem General Bourbaki eine neue Armee bilden werden. Wir lagern uns acht bis zehn Tage lang in Chalusse, auf einer kothigen Ebene. Es scheint, daß ein Befehl der Regierung diese Ruhetage anordnete. Man giebt uns Patronen, was durchaus kein Luxus war. Denn wir hatten nur wenig Patronen und wenn wir uns hätten schlagen müssen, so würden drei Viertel der Gewehre des Bataillons aus Mangel an Patronen zwecklos gewesen sein.

Trotz des Regierungs-Befehls hatten wir uns kaum ausgeruht, als wir uns wieder auf den Weg machen mußten. Es begann nun wieder ein fortwährendes Kommen und Gehen, ohne daß man wußte, weshalb und wozu. Ich erinnere mich noch eines kleinen Dorfes, dessen Namen ich vergessen habe. Es war nicht weit von Creuzot. Dort habe ich das Glück gehabt, bei einem Einwohner ein Bett und ein gutes Mittagessen zu erhalten. Zuerst hatte ich an eine Thür geklopft. Ein Mann zeigte sich

am Fenster und sagte zu mir: „Meine Frau hat soeben die Blattern gehabt. Wir haben nur ein Bett. Aber wenn Sie wollen, so wird sie Ihnen, da es ihr besser geht, ihr Bett abtreten.“ Die Bewohner der Dorfschaften behaupteten oft, daß bei ihnen die Blattern im Hause seien. Sie wollten uns nur nicht bei sich aufnehmen. Und in der Regel gelang das Mittel auch. Glücklicherweise traf ich in diesem Hause eine sehr wackere Frau, welche mir ihr Bett gab und so viel zu essen, als ich wollte. Sie hatte einen Sohn in der Armee von Metz, welcher Unteroffizier bei der Garde war. Seit Beginn des Krieges hatte sie keine Nachricht mehr von ihm und sie wußte nicht, ob er todt, verwundet oder gefangen sei. Die Angst um das Schicksal ihres Sohnes machte sie empfänglich für das Elend Anderer.

Wir begannen das neue Jahr in Saint-Jean-de-Losne, nahe beim Jura. Auf der Karte kann man nachsehen, einen wie weiten Marsch wir zurückgelegt haben. — In diesem Orte habe ich bei einem Landmann, einem ehemaligen Soldaten, wieder in einem guten Bett geschlafen. Die Ueberzüge waren allerdings nicht ganz reinlich. Aber man war so zufrieden, überhaupt in einem Bett zu liegen, daß man auf diese Dinge nicht viel achtete. Wir sind dann bis zu einer Stadt gezogen, welche Auxonne hieß. Dort hat man uns endlich Chassepots gegeben. Bis dahin hatten wir nur Steinschloßgewehre. Uebrigens wäre es für uns völlig gleichgültig gewesen, ob Steinschloß- oder Chassepotgewehr, denn wir hatten noch nicht einen Preußen gesehen und noch nicht eine Patrone abgebrannt.

Als wir während der starken Kälteperiode draußen lagern mußten — und dies ereignete sich unter zehn Nächten wenigstens acht Mal —, war es unmöglich, unter den kleinen Zelten zu schlafen. Man wäre nach Verlauf einer Stunde vor Kälte gestorben. Man setzte sich zu zehn bis zwölf eng im Kreise aneinander, breitete das Tuch der Zelte, an Pfählen befestigt, zu einer Art Schutz ringsum aus und zündete in der Mitte ein großes Feuer an. So richtete man sich, auf den Tornistern sitzend und den Kopf in die Hand gestützt, für die Nacht ein. Schließlich fing man wohl an etwas zu schlafen. Aber am andern Morgen

war man wie gerädert. Wenn man Holz von trockenen Weinstöcken erwischen konnte, so hatte man ein vorzügliches Feuer. Aber gewöhnlich hatten wir nur grünes Holz, welches mehr Rauch als Hitze abgab. Wir wurden deshalb schließlich so schwarz wie Schornsteinfeger. Das hat auch am meisten die Schweizer in Erstaunen gesetzt, denn, als wir bei ihnen anlangten, waren wir geräuchert wie die Schinken. Sie haben uns dann häufig Bäder nehmen lassen. Aber es hat lange gedauert, bis wir unsere natürliche Farbe wieder erlangt haben.

Wir hatten einen Brigade-General, einen sehr wackeren Mann, welcher sich um die Soldaten kümmerte und der alles that, was in seiner Macht lag. Eines Tages hat er mit mir geredet. Er sagte mir, ich möge Muth behalten und alle Strapazen ertragen, da es ja für Frankreich sei. Der General sah immer traurig aus, wenn er uns betrachtete. Man merkte ihm an, daß es ihm leid that, uns so unglücklich zu sehen. Und in der That: er konnte nicht gerade stolz darauf sein, über ein solches Plundervolk zu befehligen.

Was die Nahrung anlangt, so hatten wir zuweilen nichts und dann wieder zuviel zu essen. Das kam daher, weil man auf einmal zu reichlich vertheilte. Dann aß man, so viel man konnte. Da es nun viele gab, welche keine Tornister hatten, so wußten sie nicht, wie sie den Rest mit fortnehmen sollten. Sie warfen ihn auf die Straße, gaben ihn den Bauern und hatten vom folgenden Tage an nichts mehr zu essen. In einigen Dörfern fand man weder Brod noch Fleisch. Andere Regimenter waren vor uns dagewesen und hatten alles mit fortgenommen.

Aber man war nicht umsonst in Burgund. Wenn die Bewohner etwas gefällig waren und ein klein wenig Vaterlandsliebe hatten, so gaben sie uns immer gut zu trinken. Ich erinnere mich noch eines biederen Mannes in Mavilly. Als wir dort ankamen, stellte er sich an sein Fenster und rief uns zu: „Kommt hier her, kommt hier her! Ich kann euch nichts zu essen geben. Aber ich habe etwas zu trinken.“ Er brachte uns volle Kannen mit schwerem Burgunderwein und sagte: „Trinkt, meine Kinder, trinkt! Wenn dieser Wein zu Ende geht, so habe ich noch andern. Man sagt,

daß die Preußen kommen werden. Sie würden mir meinen Wein wegtrinken. Und ich will ihn lieber von Franzosen trinken lassen."

Die Pferde litten oft zum Erbarmen. Zuweilen bekamen sie vierzehn Tage lang keine Hand voll Hafer. Sie nagten an den Baumrinden, den Kanonenrädern und an den Deichseln der Wagen. Sie fraßen sich gegenseitig die Haare am Schwanz und an der Mähne weg. Sehr häufig sah man auf dem Marsche unter dem Schnee eine kleine Erhöhung. Das war ein Pferd, welches dort vor Hunger, Ermüdung und Kälte niedergesunken war. Der Schnee war darüber gefallen und gefroren und es hatte sich eine Art verhärteter Kruste gebildet, aus der zuweilen ein Bein oder der Kopf des Pferdes hervorblickte.

Wir waren sehr zufrieden, Chassepot-Gewehre zu haben. Man versprach uns auch, daß wir endlich die Preußen sehen sollten. Die Märsche wurden wieder fortgesetzt. Wenn man in der Nacht durch ein Dorf kam, so gab es immer Streit um den Besitz des Quartiers. Eines Abends z. B. sagt unser Hauptmann zu einem Unteroffizier: „Unteroffizier, sehen Sie genau nach, wie viel Leute man in dieser Scheune unterbringen kann." Der Unteroffizier besichtigt darauf mit dem Pächter die Scheune. Dann kehrt er zurück und sagt: „Herr Hauptmann, man kann dort die ganze Kompagnie unterbringen. Im vergangenen Monat wäre dies nicht möglich gewesen. Aber jetzt, wo wir statt hundertundfünfzig Mann deren nur noch fünfzig haben, wird es möglich sein." Man sieht daraus, wie sehr unsere Zahl sich vermindert hatte.

Wir machen es uns nun in der Scheune bequem. Der Pächter ist ein biederer Mann, welcher uns reichlich Stroh giebt. Wir machen uns daraus gute Betten. Kaum, daß wir eingeschlafen sind, werden wir durch Lärm wieder geweckt. Unser Hauptmann stritt sich mit einem Artillerie-Offizier. Man wollte uns ausquartieren, um dafür die Pferde unterzubringen. „Sie halten sich nicht mehr auf den Beinen," sagte der Artillerie-Offizier, „und wenn sie diese Nacht nicht ein Dach über sich haben, so können sie morgen nicht die Kanonen fortziehen." Unser Hauptmann erwiderte: „Meine Leute sind müder als Ihre Pferde. Sie ruhen erst seit einer Viertelstunde." Als ich diese Worte

hörte, sagte ich mir: „Und wenn man auch alle Pferde der Armee hierher führen wollte, wenn sie über uns weggingen und uns zerstampfen würden — es wäre mir gleichgültig. Ich rühre mich nicht vom Flecke, denn ich bin zu müde.“ — Endlich gab der Artillerie-Offizier nach und wir haben etwas schlafen können.

Am achten Januar, nachdem wir zwei Monate hin und her marschirt waren, haben wir uns endlich mit den Preußen schlagen können. Wir standen seit dem Morgen am Saume eines kleinen Gehölzes. Das Wetter war etwas milder geworden: der Schnee war weich und man sank darin bis an den Knöchel hinein. Meine Schuhe hielten nicht mehr an den Füßen. Ich fürchtete immer, sie zu verlieren. Man hatte uns in einer Vertiefung in Kolonnen aufgestellt. Vor uns, zur Linken, sehen wir auf einer Anhöhe eine französische Batterie herankommen. Sie beginnt wie rasend zu schießen. Die Preußen erwiderten die Schüsse. Ihre Granaten platzten im Schnee und wirbelten große, weiße Wolken empor. Es war der Anblick von Schlagsahne. Die Kartätschenkugeln dagegen rollten im Schnee dahin und sprangen wie elastische Bälle wieder empor. Von unserm geschützten Orte aus war dies alles höchst merkwürdig anzusehen. Für unsere Artilleristen wurde die Lage allerdings bald bedenklich. Aber sie standen in ihren großen, schwarzen Mänteln ruhig da und fuhren fort, ihre Geschütze zu bedienen. Wenn die Granaten zu dicht in ihrer Nähe platzten, so hoben sie die Arme in die Luft, gerade als ob sie sich das Gesicht schützen wollten. Solche Bewegungen macht man oft unwillkürlich.

Die Preußen zielen jetzt genauer auf unsere Batterie. Fünf bis sechs Artilleristen werden zu Boden geschleudert und stehen nicht mehr auf. Jetzt läßt der Offizier, welcher die Batterie befehligte, die Pferde von neuem an die Geschütze spannen. Dann stellt er sich uns gerade gegenüber auf.

Wir hatten einen alten Unteroffizier bei uns, welcher sich auf das Kriegshandwerk verstand. Er hatte auf der Krim, in Italien, in Mexico gefochten und war aus Sedan entwichen. Er sagte zu uns: „Vorsicht! nun wird die Geschichte bedenklich. Sie ändern ihren Platz, um die Preußen abzulenken. Wir werden jetzt die „Kastanien“ sein.

Und so kam es auch. Die Granaten sausen hageldicht nieder: zur Rechten, zur Linken, vorne und hinten. Eine Viertelstunde später wanden sich etwa zwanzig Menschen mit zerschmetterten Gliedern schreiend am Boden. Der General, welcher das Geschrei hörte, reitet im Galopp heran, und fragt: „Was giebt es?“ Man zeigt ihm die Haufen von Todten und Verwundeten. „Warum haben Sie das Bataillon dort stehen lassen?“ fragte er den Befehlshaber. „Ja, ich wußte nicht, wie ich es anders machen sollte“, antwortete dieser.

Seit diesem Tage hatten wir kein Vertrauen mehr zu unserm Befehlshaber. Wir liebten ihn, weil er ein wackerer Mann war und den guten Willen hatte, sein Bestes zu thun. Aber wir hatten kein Vertrauen mehr zu ihm.

Endlich läßt man uns eine Schwenkung machen und wir sind gedeckt. Die Preußen hören auf zu feuern. Man sagte uns, wir sollten ein großes Dorf angreifen, welches man in der Nähe liegen sah. Dieses Dorf war Villersexel.

Meine Abtheilung wird als Schützenkette vorausgesandt. Wir bilden eine lange Linie von wenigstens zwei Kilometern. Der Oberst kommt und ruft: „Vorwärts! Es lebe Frankreich!“ Der Major ruft seinerseits: „Vorwärts! Es lebe die Republik!“ Weil der Oberst immer sagte: „Es lebe Frankreich!“ so sagte der Major immer: „Es lebe die Republik!“ Sie waren betreffs der Politik nicht einig. Aber das hinderte beide nicht, ein gutes Herz zu haben. Und dann konnte man ja auch das rufen, was einem von beiden Ausdrücken am besten gefiel. Wenn ich aber jetzt daran denke, so wäre es doch wohl besser gewesen, wenn alle dasselbe gerufen hätten.

In dem Augenblick, als unser Befehlshaber seinen Säbel erhob und ausrief: „Es lebe die Republik!“ dringt ihm eine Kugel in die Brust. Er fällt vom Pferde. Wir marschiren weiter auf das Dorf zu. Die Kugeln sausen uns die ganze Zeit hindurch um die Ohren. Ich sehe Preußen mit Pickelhauben, welche von einem Fenster aus auf uns schossen. Es war das erste Mal, daß ich Preußen zu Gesicht bekam. Und doch waren wir bereits zwei Monate nach allen Richtungen hin umhermarschirt, um einige anzutreffen.

Trotz der Kugeln gingen wir immer vorwärts. Man war an diesem Tage gut im Zuge und zufrieden, sich sagen zu können: „Endlich thun wir einmal etwas Anderes, als vor Hunger und Kälte zu sterben. Wir sehen Preußen und schießen auf sie.“

Und in der That, wir schossen so kräftig, daß die Preußen anfingen, die Häuser zu verlassen und die Mauern entlang zu schleichen. Die Offiziere riefen immer: „Vorwärts, vorwärts!“

Wir rücken in das Dorf ein und dringen in die Häuser. Ich habe das Glück, einen Preußen aufzustöbern, welcher hinter einem Haufen Brennholz verborgen war. Er glaubte augenscheinlich, daß ich ihn tödten wollte. Denn er fällt auf die Kniee und sagt mit erhobenen Händen zu mir: „Nichts Böses thun, nichts Böses thun, guter Franzose!“ Ich weiß nicht, was sich ereignet haben würde, wenn ich von einem Preußen hinter einem Haufen Brennholz aufgestöbert worden wäre. Aber ich glaube nicht, daß ich mich auf die Kniee geworfen und ausgerufen hätte: „Guter Preuße!“

Während ich noch damit beschäftigt war, meinen Gefangenen zu machen, beginnt das Gewehrfeuer, welches einige Zeit ruhiger geworden war, eben so stark wie vorher. Die Preußen hatten das Dorf nicht verlassen und halten noch ziemlich viele Häuser besetzt. Der Rest des Tages vergeht damit, diese Häuser einzeln zu nehmen. Als die Nacht hereinbrach, gehörte uns fast das ganze Dorf. Nur einige Häuser waren noch vom Feinde besetzt. Namentlich auf dem Marktplatz stand noch ein großes Haus, welches voller Preußen war. Sie hatten die Thür verbarrikadirt und Löcher in die Mauer gemacht, durch welche sie schossen. Unsere Aufforderung, sich zu ergeben, hatten sie abgewiesen.

Man rief nun Freiwillige vor, um das Haus und die Preußen zu verbrennen. Ich meldete mich gern dazu, denn ich hatte Verwandte in Etrepagny und gehört, daß das Haus meiner Tante dort von den Preußen ohne Grund angesteckt worden sei, und daß meine Tante, eine sehr alte Frau, fast verbrannt worden wäre. Einige Kameraden und ich holen also große Reisigbündel aus einem benachbarten Schuppen, nehmen sie auf den Kopf, laufen quer über den Marktplatz und legen sie vor dem Thorweg nieder.

Die Preußen schossen von den Fenstern auf uns nieder. Aber sie zielten aufs Gerathewohl, denn es war dunkel wie in einem Backofen. Niemand wird verwundet. Ein Pionier steckt das Feuer an, und das Haus fängt an zu brennen. Nun wollen sich die Preußen durch die Fenster retten. Aber Alle werden getödtet oder zu Gefangenen gemacht.

Als man diesen Erfolg sieht, findet man das Mittel gut. Ein Dutzend Häuser werden auf diese Weise in dem Dorfe angesteckt. Das Schießen dauert noch immer fort. Man hörte die Verwundeten ächzen, die Mauern krachen, die Balken fallen und die Steine herabrollen. Dies alles machte einen Höllenlärm. Man war wie toll. Wie oft mögen in der Dunkelheit und dem Durcheinander die eigenen Kameraden von uns getroffen sein! Zuletzt fängt das große Schloß, welches inmitten des Dorfes liegt, an zu brennen. Aber nicht wir, sondern die Preußen haben es vor ihrem Abgange angesteckt.

Es kommt Verstärkung. Alle Preußen sind getödtet, gefangen genommen oder entflohen. Unsere Offiziere sagen uns, daß wir die Schlacht gewonnen haben. Es war Zeit, daß die Sache zu Ende ging, denn wir waren seit vierundzwanzig Stunden im Gange und konnten nicht mehr. Man ißt dort zu Abend, wo gerade Platz ist. Wir lagern uns in der Kirche. Franzosen und preußische Gefangene liegen bunt durcheinander. Es war sehr kalt. Und doch habe ich, in meine Decke eingehüllt, wie ein Murmelthier geschlafen.

An den folgenden Tagen sind wir, anstatt vorzurücken, allmählich wieder zurückgewichen. Bis zum siebzehnten oder achtzehnten Januar hat man sich indessen ziemlich gut gehalten. Die preußische Kavallerie und Artillerie verfolgte uns. Wir erwiderten die Kanonenschüsse des Feindes. Und wir würden uns noch immer haben schlagen können, wenn man gewollt hätte. Vom achtzehnten an aber geriethen wir in Unordnung. Wir bewegten uns so rasch als möglich auf Besançon zu.

Und während dieses Rückzuges haben wir in einer Nacht, im Gehölz von Chagey, einmal ordentlich gelacht. Wir saßen zu acht bis zehn um ein Feuer, welches nicht brennen wollte. Unser

Oberst ging, um sich zu erwärmen, sehr schnell auf dem Wege hin und her. Er war gerade ganz in unserer Nähe, als ein junger Hauptmann vom Stabe ankommt. „Herr Oberst," sagte er, „lassen Sie, um den Rückzug zu sichern, das Regiment sofort am rechten Flügel oder am linken, ich erinnere mich nicht mehr genau . . . ., aber ich weiß nur, daß Sie sich beeilen müssen." — „Herr Hauptmann," antwortet der Oberst, „Sie sollten sich doch erinnern, was Ihnen der General gesagt hat. Ist es der rechte oder der linke Flügel? Das ist doch sehr wichtig." „Ei, zum Donnerwetter," antwortet der Hauptmann, „ich weiß es nicht mehr. Und dann, was verlangen Sie von mir? Ich verstehe von alle dem nichts, denn ich war Advokat vor dem Kriege. Ich thue den Dienst nur aus Gefälligkeit."

Während nun der Oberst und der Hauptmann sich streiten, fragen wir uns, ob es wohl richtig ist, daß ein Advokat . . . . Und einer unserer Kameraden erzählt uns eine Geschichte, welche zum Todtlachen war. Man hatte ihm eines Nachts Hühner gestohlen. Sein Verdacht lenkte sich gegen einen seiner Nachbarn und er strengte gegen diesen einen Prozeß an. Er hatte einem Advokaten zwanzig Franken versprochen, wenn er den Prozeß gewänne und zehn, wenn er ihn verlöre. Schließlich war er mit dem Advokaten in Streit gerathen und hatte ihn durchgeprügelt. Er hatte nun einen neuen Prozeß auf dem Halse . . . . Ich will die Sache nicht weiter erzählen, da sie nichts mit dem Kriege zu thun hat. Ich erzähle sie nur, weil wir sehr lachten und weil wir selbst erstaunt waren, in solchen Augenblicken so fröhlich sein zu können.

Ende Januar gingen wir über die Schweizer Grenze. Die Preußen waren uns immer auf den Fersen. Wir durchschritten einen großen Tannenwald und kamen zu einer kleinen, steinernen Brücke, welche über einen Strom ging. Das war die Grenze. An der andern Seite der Brücke stand ein kleiner Posten von zwanzig schweizer Soldaten, mit großen, grauen Kapuzen und derben Gamaschen von Tuch. Wie warm sie gekleidet waren! Man mußte unsere Lumpen damit vergleichen.

Wir zogen über die Brücke. Am Rande des Weges lag

schon ein großer Haufen Gewehre. Beim Hinübergehen warfen auch wir unsere Gewehre fort, und ein Schweizer Offizier zeigte uns unsern Weg. In einer kleinen Stadt hielten wir an. Wir trafen dort sehr gute Leute. Man brachte uns in der protestantischen Kirche unter. Alle Einwohner kamen mit großen Strohbündeln und Decken. Die Frauen brachten Brod, Wein und große Eimer voll warmer Suppe. Am folgenden Tage gab mir eine alte Dame gute Schuhe, einen Ueberzieher und ein Paar Handschuhe.

Das ist die Geschichte meiner Kriegserlebnisse. Wir haben viel ausgestanden. Aber wenn es noch einmal gegen die Preußen gehen sollte, so werde ich gerne mit dabei sein. Es ist dann aber zu wünschen, daß uns die Regierung gute Offiziere, Waffen, Lebensmittel und Schuhe giebt, kurz alles, was uns im letzten Kriege gefehlt hat.